

WOLFRAM-STUDIEN

XXIV

VERÖFFENTLICHUNGEN
DER WOLFRAM VON ESCHENBACH-GESELLSCHAFT

Herausgegeben von

FRANZ-JOSEF HOLZNAGEL · SUSANNE KÖBELE · RICARDA BAUSCHKE-HARTUNG

WOLFRAM-STUDIEN

XXIV

Die Kunst der *brevitas*

Kleine literarische Formen des
deutschsprachigen Mittelalters

Rostocker Kolloquium 2014

In Verbindung mit

RICARDA BAUSCHKE-HARTUNG und SUSANNE KÖBELE

herausgegeben von

FRANZ-JOSEF HOLZNAGEL und JAN CÖLLN

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
ESV.info/978 3 503 17046 3

Gedrucktes Werk: ISBN 978 3 503 17045 6
eBook: ISBN 978 3 503 17046 3

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017
www.ESV.info

Gesetzt aus der 9 Punkt Times New Roman.

Ergeben sich zwischen der Version dieses eBooks
und dem gedruckten Werk Abweichungen,
ist der Inhalt des gedruckten Werks verbindlich.

Satz: Thomas Ziegler, Tübingen

Inhalt

Vorwort	7
Franz-Josef Holznagel (Rostock), Einleitung	9

I. Poetik der *brevitas*

Nikolaus Henkel (Hamburg / Freiburg i. Br.), Reduktion als poetologisches Prinzip. Verdichtung von Erzählungen im lateinischen und deutschen Hochmittelalter	27
Hans Jürgen Scheuer (Berlin), Faltungen. <i>Brevitas</i> , Allegorie und Exemplarität in mittelalterlichen Transformationen Ovids	57

II. Texttypenspezifische Fallstudien

Johannes Janota (Augsburg), Die lateinische Tropus-Feier als dramatische Kleinstform	77
Anja Becker (München), Pragmatische und lyrische Gebete an den Heiligen Geist. Zur poetischen Bedeutung von Remetaphorisierungen	101
Stefan Matter (Freiburg i. Üe.), Das Stundenlied ‚Patris sapientia‘ und seine deutschsprachigen Übertragungen. Zu einem Schlüsseltext der spätmittelalterlichen Gebetbuchliteratur	137
Nicole Eichenberger (Freiburg i. Üe.), Variationen eines Themas. Zur Korrelation von Umfang und literarisch-konzeptioneller Gestaltung bei stoffverwandten geistlichen Verserzählungen	155
Johannes Rettelbach (Würzburg), Hans Sachs als Fabeldichter	177
Karina Kellermann (Bonn), <i>Ein kurtze rede wore</i> . Die vier politischen Reimreden des Lupold Hornburg	199
Christian Seebald (Köln), Die Lust an der unmöglichen Fiktion. Das ‚Wachtelmäre‘ und die Tradition der altfranzösischen Fatrasies	221

Inhalt

III. Überlieferung – Rezeption

Ernst Hellgardt (München), Die Sprichwörter, kleinen Gedichte und Sentenzen im Korpus der Schriften Notkers des Deutschen. Thematische und überlieferungsgeschichtliche Kontexte. Mit Überlegungen zu Möglichkeiten der editorischen Behandlung	237
Almut Suerbaum (Oxford), Schreiben, lehren, beten. Zu einer Poetik geistlicher Sammelhandschriften am Beispiel von Yale, Beinecke Library, Ms. 968	283
Johannes Klaus Kipf (München), Von der Sammelhandschrift zum gedruckten Schwankbuch. Überlieferungstypen von Schwänken im Medienwandel	299
Annika Bostelmann / Doreen Brandt (Rostock), ‚Schönes Rimbökelin‘ und ‚Künstlike Werltspröke‘. Zur Konzeption und Gestaltung niederdeutscher Spruchsammlungen des 16. Jahrhunderts	331

IV. Mediale Transformation – Edition

Sabine Griese (Leipzig), Texte auf gedruckten Bildern. Kurzformen kultureller Kontexte	351
Gudrun Felder (Köln) / Sandra Linden (Tübingen) / Henrike Schaffert (Köln), Texte lesbar machen. Grenzfälle bei der Edition und Kommentierung von mhd. Versnovellen	373
Abkürzungsverzeichnis	397
Adressen	401
Abbildungen	403

Vorwort

Der vorliegende Band enthält die Beiträge zum XXIV. Kolloquium der Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft, das vom 18. bis zum 21. September 2014 an der Universität Rostock stattfand und sich unter dem Titel „Die Kunst der *brevitas*“ den kleinen literarischen Formen des deutschsprachigen Mittelalters widmete.

Unser Dank gilt zuerst den Vortragenden sowie den Diskussionsleitern und Diskutanten, die eine wünschenswert offene Gesprächskultur erzeugt haben und mit ihren engagierten Beiträgen dem Tagungsthema große Anschaulichkeit und differenzierte Tiefe verleihen konnten. Dann gebührt unser Dank Gudrun Felder, Sandra Linden und Henrike Schaffert für ihre Bereitschaft, sich auf ein gänzlich neues Format der Wolfram-Tagung einzulassen – den erstmals eingerichteten Nachwuchs-Workshop, der unter reger Teilnahme von jüngeren Kolleginnen und Kollegen am 18. September zum Thema „Digitale Edition und Kommentierung der deutschen Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts“ durchgeführt worden ist. Bei Hartmut Möller von der Hochschule für Musik und Theater Rostock und den Musikern des ‚Rostocker Liederbuch‘-Ensembles möchten wir uns für die Aufführung von Liedern aus der Rostocker Handschrift Mss. philol. 100/2 bedanken, bei Christoph Mackert und Matthias Eifler für die Präsentation der Leipziger ‚Parzival‘-Fragmente.

Veranstaltungen diesen Zuschnitts sind ohne Förderungen nicht mehr zu organisieren; aus diesem Grund gebührt ein besonderer Dank den Einrichtungen, die sich an der Finanzierung des Rostocker Kolloquiums beteiligt haben. In erster Linie ist hier die Fritz Thyssen Stiftung hervorzuheben, welche die großzügige Alimentierung des Haupt- und des Rahmenprogramms der Tagung übernommen hat; sodann gilt unser Dank dem Department „Wissen – Kultur – Transformation“ der Interdisziplinären Fakultät der Universität Rostock, das den innovativen Nachwuchs-Workshop und den Auftritt des ‚Rostocker Liederbuch‘-Ensembles ermöglichte.

Carina Lehnen vom Erich Schmidt Verlag (Berlin) hat die Entstehung des Bandes von Beginn an mit Expertise, Tatkraft und Sympathie gefördert, Thomas Ziegler hat in bekannter Zuverlässigkeit und Umsicht den Satz besorgt. Ein besonderer Dank geht an den Mitherausgeber Jan Cölln, der zusammen mit Hellmut Braun die Beiträge mit größter Sorgfalt redigierte und zu diesem Zweck auch die Einrichtungsgrundsätze der Wolfram-Studien gründlich überarbeitet und aktualisiert hat. Für die organisatorische Unterstützung vor und während der Tagung möchten wir uns bei Rita Konzack sowie beim

Vorwort

„Arbeitskreis mediävistischer NachwuchswissenschaftlerInnen“ der Universität Rostock bedanken; sie haben maßgeblich zum Gelingen und zur fröhlichen Atmosphäre der Tagung beigetragen.

Im Juli 2017

Der Vorstand

Einleitung

VON FRANZ-JOSEF HOLZNAGEL

Das deutschsprachige Mittelalter hat von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert eine überbordende Fülle an kleineren und kleinsten Dichtungen hervorgebracht – in Reimpaarversen, in Strophen und in Prosa, einmal stärker weltlich ausgerichtet, ein anderes Mal mit einem dezidiert geistlich-religiösen Charakter.¹ Im Zuge der verstärkten Erschließung der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters seit den 1970er Jahren, die sich nicht zuletzt in der 2. Auflage des „Verfasserlexikons“ niederschlägt, ist diesen Texttypen vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt worden.² Das gilt vor allem für die *weltlichen Reimpaar Erzählungen* („Mären“)³ sowie ihre Weiterführungen in der Frühen Neuzeit, die *Schwänke in Prosa* (sowie deren *Sammlungen*)⁴, dann für die *geistlichen und*

¹ Im Jahre 1994 brachte Burghart Wachinger diesen Befund mit den folgenden Sätzen auf den Punkt: „Zahllose Sammlungen verschiedenster Intentionen und verschiedenen Niveaus überliefern eine unabsehbare Fülle von kleinen und kleinsten Texten. Aus größeren Werken wurden Florilegien exzerpiert, und umgekehrt sind in größeren Texten nicht selten tradierte Kleinstformen, vor allem spruchhaften Charakters, zitiert und eingebaut.“ Vgl. Burghart Wachinger, *Kleinstformen der Literatur. Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte*, in: *Kleinstformen der Literatur*, hg. v. Walter Haug u. Burghart Wachinger (Fortuna vitrea 14), Tübingen 1994, S. 1–37, hier: 1.

² Die nachfolgenden Literaturhinweise zielen nicht auf Vollständigkeit, sondern sollen lediglich den Stand der Erschließungsarbeit andeuten.

³ Vgl. hierzu u. a. Hanns Fischer, *Studien zur deutschen Märendichtung*, 1. Aufl. Tübingen 1968; 2., durchges. u. erw. Aufl. besorgt v. Johannes Janota, Tübingen 1983; Hans-Joachim Ziegeler, *Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen* (MTU 87), München 1985; Hans-Joachim Ziegeler, *Maere*, in: *RLW 2* (2000), S. 517–520; *Mittelalterliche Novellistik im europäischen Kontext. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hg. v. Mark Chinca, Timo Reuvekamp-Felber u. Christopher Young (Beihefte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 13), Berlin 2006; Klaus Grubmüller, *Die Ordnung, der Witz und das Chaos. Eine Geschichte der europäischen Novellistik im Mittelalter: Fabliau – Märe – Novelle*, Tübingen 2006; Otfried Ehrismann, *Fabeln, Mären, Schwänke und Legenden im Mittelalter* (Einführungen Germanistik), Darmstadt 2011.

⁴ Vgl. u. a. Bodo Gotzkowsky, „Volksbücher“. *Prosaromane, Renaissancenovellen, Versdichtungen und Schwankbücher. Bibliographie der deutschen Drucke*, Bd. 1–2

weltlichen *Bîspel*⁵ und *Exempel*⁶ und die mit diesen eng verbundenen *Fabeln*⁷ sowie das Corpus der teils narrativ, teils diskursiv organisierten *Minnereden*⁸

(Bibliotheca bibliographica Aureliana 125, 142), Baden-Baden 1991–1994; Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jahrhunderts, hg. v. Walter Haug u. Burghart Wachinger (Fortuna vitrea 8), Tübingen 1993; Bärbel Schwitzgebel, Noch nicht genug der Vorrede. Zur Vorrede volkssprachlicher Sammlungen von Exempeln, Fabeln, Sprichwörtern und Schwänken des 16. Jahrhunderts (Frühe Neuzeit 28), Tübingen 1996; Peter C. M. Dieckow, Um jetzt der *Katzenborischen art Rollwagenbücher* zu gedenken – Zur Erforschung deutschsprachiger Prosaerzählensammlungen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Euphorion 90 (1996), S. 76–133; Hans-Joachim Ziegeler, Schwank₂, in: RLW 3 (2000), S. 407–410; Ehrismann (Anm. 3). Vgl. Schwanksammlungen im frühneuzeitlichen Medienumbruch, hg. v. Seraina Plotke u. Stefan Seeber (GRM Beihefte 74), Heidelberg 2016. – Zu den gedruckten Schwanksammlungen der Frühen Neuzeit vgl. auch den Beitrag von Klaus Kipf in diesem Band.

⁵ Vgl. u. a. Hans-Joachim Ziegeler, Reimbîspel-Sammlungen, in: ²VL 7 (1989), Sp. 1143–1152; Franz-Josef Holznagel, Gezähmte Fiktionalität. Zur Poetik des Reimpaarbîspels, in: Die Kleinepik des Strickers. Texte, Gattungstraditionen und Interpretationsprobleme, hg. v. Emilio González u. Victor Millet (Philologische Studien und Quellen 199), Berlin 2006, S. 47–78 [mit weiterführender Literatur]; Franz-Josef Holznagel, Der Weg vom Bekannten zum weniger Bekannten. Zur diskursiven Verortung der Minnebîspel aus dem Cod. Vindob. 2705, in: Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur des Mittelalters, hg. v. Henrike Lähmann u. Sandra Linden, Berlin / New York 2009, S. 239–252.

⁶ Vgl. u. a. Gerd Dicke, Exempel, in: RLW 1 (1997), S. 534–537; Michael Menzel, Predigt und Geschichte. Historische Exempel in der geistlichen Rhetorik des Mittelalters (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 45), Köln / Weimar / Wien 1998; Exempel und Exempelsammlungen, hg. v. Walter Haug u. Burghart Wachinger (Fortuna vitrea 2), Tübingen 1991; Brigitte Weiske, Gesta Romanorum, Bd. 1: Untersuchungen zu Konzeption und Überlieferung; Bd. 2: Texte, Verzeichnisse (Fortuna vitrea 3–4), Tübingen 1992; Tradition des proverbes et des exempla dans l'Occident médiéval. Die Tradition der Sprichwörter und exempla im Mittelalter. Colloque Fribourgeois 2007, ed. par Hugo Oscar Bizzarri et Martin Rohde (Scriinium Friburgense 24), Berlin / New York 2009.

⁷ Vgl. Klaus Grubmüller, Meister Esopus. Untersuchungen zu Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter (MTU 56), München 1977; Gerd Dicke / Klaus Grubmüller, Die Fabeln des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ein Katalog der deutschen Versionen und ihrer lateinischen Entsprechungen (Münstersche Mittelalter-Schriften 60), München 1987; Gerd Dicke, Heinrich Steinhöwels ‚Esopus‘ und seine Fortsetzer. Untersuchungen zu einem Bucherfolg der Frühdruckzeit (MTU 103), München 1994; Klaus Grubmüller, Fabel₂, in: RLW 1 (1997), S. 555–558; Michael Baldzuhn, Schulbücher im Trivium des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Die Verschriftlichung von Unterricht in der Text- und Überlieferungsgeschichte der ‚Fabulae‘ Avians und der deutschen ‚Disticha Catonis‘ (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte. N.F. 44 = 278), Berlin / New York 2009; Ehrismann (Anm. 3).

⁸ Vgl. u. a. Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke (MTU 25), München 1968; Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überliefe-

und der *Liebesbriefe*⁹; gut im Fachdiskurs verankert sind auch die *Legenden* und *Legendensammlungen*¹⁰, die *Mirakel*¹¹ und nicht zuletzt die *Predigten*¹², aber auch manche Kleinformen der diskursiv organisierten Didaxe (wie die *Freidankverse*¹³ und die unter den Namen ‚*Cato*‘ und ‚*Facetus*‘ firmierenden

zung und Typologie deutscher Minnereden (MTU 34), München 1971; Ludger Lieb, Minnerede, in: RLW 2 (2000), S. 601–604; Wolfgang Achtnitz, Minnereden, in: Forschungsberichte zur germanistischen Mediävistik, Bd. 3, hg. v. Hans-Jochen Schiewer (Jahrbuch für Internationale Germanistik Reihe C. Abt. 5. Forschungsberichte zur germanistischen Mediävistik 3), Bern u. a. 2001, S. 197–255; Jacob Klingner, Minnereden im Druck. Studien zur Gattungsgeschichte im Zeitalter des Medienwechsels (Philologische Studien und Quellen 226), Berlin 2010; Handbuch Minnereden, hg. v. Jacob Klingner u. Ludger Lieb, Berlin / Boston 2012.

⁹ Vgl. u. a. Jürgen Schulz-Grobert, Deutsche Liebesbriefe in spätmittelalterlichen Handschriften. Untersuchungen zur Überlieferung einer anonymen Kleinform der Reimpaardichtung (Hermaea. N.F. 72), Tübingen 1993.

¹⁰ Vgl. u. a. Werner Williams-Krapp, Die deutschen und niederländischen Legendare des Mittelalters. Studien zu ihrer Überlieferungs-, Text- u. Wirkungsgeschichte (Texte und Textgeschichte 20), Tübingen 1986; Edith Feistner, Historische Typologie der deutschen Heiligenlegende des Mittelalters von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Reformation (Wissensliteratur im Mittelalter 20), Wiesbaden 1995; Konrad Kunze, Legende, in: RLW 2 (2000), S. 389–393; Ehrismann (Anm. 3); Tanja Mattern, Literatur der Zisterzienserinnen. Edition und Untersuchung einer Wienhäuser Legendenhandschrift (Bibliotheca Germanica 56), Tübingen / Basel 2011.

¹¹ Hardo Hilg, Marienmirakelsammlungen, in: ²VL 6 (1987), Sp. 19–42; Wolfgang Haubrichs, Mirakel, in: RLW 2 (2000), S. 609–612; Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen, Erscheinungsformen, Deutungen, hg. v. Martin Heinzelmann u. a. (Beiträge zur Hagiographie 3), Stuttgart 2002; Mirakelberichte des frühen und hohen Mittelalters, hg. v. Klaus Herbers (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 43), Darmstadt 2005.

¹² Vgl. u. a. Karin Morvay / Dagmar Grube, Bibliographie der deutschen Predigt des Mittelalters. Veröffentlichte Predigten, hg. v. der Forschungsstelle für deutsche Prosa des Mittelalters am Seminar für deutschen Philologie der Universität Würzburg unter Leitung von Kurt Ruh (MTU 47), München 1974; Die deutsche Predigt im Mittelalter. Internationales Symposium am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin vom 3.–6. Oktober 1989, hg. v. Volker Mertens u. Hans-Jochen Schiewer, Tübingen 1992; Burkhard Hasebrink / Hans-Jochen Schiewer, Predigt, in: RLW 3 (2003), S. 151–156; Regina D. Schiewer, Predigten und Predigtsammlungen, in: ²VL 11 (2004), Sp. 1261–1267; Regina D. Schiewer, Die deutsche Predigt um 1200. Ein Handbuch, Berlin / New York 2008; Predigt im Kontext, hg. v. Volker Mertens u. a. Berlin / Boston 2013; Agata Mazurek, Sprichwort im Predigtkontext. Untersuchungen zu lateinischen Prothemata-Sammlungen des 15. Jahrhunderts mit deutschen Sprichwörtern. Mit einer Edition (MTU 142), Berlin / Boston 2014. Vgl. besonders die Datenbank „Predigt im Kontext“: <http://pik.ku-eichstaett.de/projekt.html> [Zugriff 3.8.2017].

¹³ Vgl. vor allem das Marburger Freidank-Repertorium: <http://www.mrfreidank.de> [Zugriff 3.8.2017] sowie Berndt Jäger, *Durch reimen gute lere geben*. Untersuchungen zu Überlieferung und Rezeption Freidanks im Spätmittelalter (GAG 238), Göppingen

Sprüche¹⁴). Wichtige Grundlagenarbeiten liegen überdies vor zu den *Historisch-politischen Ereignisdichtungen in Reimpaarversen und Strophen*¹⁵, den *Sprichwörtern* und *Sentenzen*¹⁶, den *RätseIn*¹⁷ oder den ‚*Autoritäten*‘¹⁸; überdies ist eine intensive Beschäftigung mit *Gebeten*¹⁹ und *religiöser Kleinepik* (auch außerhalb der Legendenüberlieferung)²⁰ sowie mit *Kleinsttexten auf Artefakten* und *in Bildern* sowie *im Kontext von intermedialen Ensembles*²¹ zu verzeichnen.

1978; Ines Heiser, *Autorität Freidank. Studien zur Rezeption eines Spruchdichters im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit* (Hermaea. N.F. 110), Tübingen 2006; Sebastian Brant. *Der Freidank*, hg. v. Barbara Leupold (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Beihefte 8), Stuttgart 2010.

¹⁴ Vgl. u. a. <http://www1.uni-hamburg.de/disticha-catonis> [Zugriff 3.8.2017] sowie Balduhn (Anm. 7).

¹⁵ Vgl. Frieder Schanze, *Überlieferungsformen politischer Dichtungen im 15. und 16. Jahrhundert*, in: *Schriftlichkeit und Lebenspraxis im Mittelalter. Erfassen, Bewahren, Verändern. Akten des Internationalen Kolloquiums 8.–10. Juni 1995*, hg. v. Hagen Keller, Christel Meier u. Thomas Scharff (Münstersche Mittelalter-Schriften 76), München 1999, S. 299–331; Karina Kellermann, *Abschied vom ‚historischen Volkslied‘. Studien zu Funktion, Ästhetik und Publizität der Gattung ‚historisch-politische Ereignisdichtung‘* (Hermaea. N.F. 90), Tübingen 2000. Vgl. überdies: Doreen Brandt, *Texttypen und Überlieferungskontexte. Exemplarische Untersuchung zur Rezeption und Überlieferung ereignisbezogener Dichtung am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit*. Diss. masch. Rostock 2017, sowie den Beitrag von Karina Kellermann in diesem Band.

¹⁶ Vgl. TPMA; Manfred Eikelmann, *Sprichwort*, in: *RLW 3* (2003), S. 487–489; Silvia Reuvekamp, *Sprichwort und Sentenz im narrativen Kontext. Ein Beitrag zur Poetik des höfischen Romans*, Berlin / New York 2007; *Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts*, hg. v. Manfred Eikelmann u. Tomas Tomasek, Bd. 1–2, Berlin / New York 2008–2009; Bizzarri / Rohde (Anm. 6); Mazurek (Anm. 12). Vgl. auch den Beitrag von Ernst Hellgardt in diesem Band.

¹⁷ Vgl. Tomas Tomasek, *Das deutsche Rätsel im Mittelalter* (Hermaea. N.F. 69), Tübingen 1994; Heike Bismark / Tomas Tomasek, *Rätsel*, in: *RLW 3* (2003), S. 212–214; Heike Bismark, *Rätselbücher. Entstehung und Entwicklung eines frühneuzeitlichen Buchtyps im deutschsprachigen Raum. Mit einer Bibliographie der Rätselbücher bis 1800* (Frühe Neuzeit 122), Tübingen 2007. Vgl. auch das DFG-Projekt „Lexikon der Rätsel und Scherzfragen“ (Tomas Tomasek; Heike Bismark). Zu den mit den Rätseln verwandten Lügen- und Unsinnsdichtungen vgl. auch den Beitrag von Christian Seebald in diesem Band.

¹⁸ Vgl. bes. das DFG-Projekt „Repertorium der mittelalterlichen ‚Autoritäten‘ (mhd. u. mnd.)“: <http://www.uni-bielefeld.de/lili/forschung/projekte/bra> [Zugriff 3.8.2017] sowie Heiser (Anm. 13).

¹⁹ Vgl. Eckart Conrad Lutz, *Rhetorica divina. Mittelhochdeutsche Prologgebete und die rhetorische Kultur des Mittelalters* (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N.F. 82), Berlin / New York 1984; Christian Thelen, *Das Dichtergebet in der deutschen Literatur des Mittelalters* (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 18), Berlin / New York 1989; Andreas Kraß, *Gebet*, in: *RLW 1* (1997), S. 662–664. Vgl. überdies die Beiträge von Anja Becker und Stefan Matter in diesem Band.

²⁰ Vgl. Nicole Eichenberger, *Geistliches Erzählen. Zur deutschsprachigen religiösen*

Diese im Ganzen erfreuliche Situation kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Kleindichtungen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit immer noch nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen. So ist daran zu erinnern, dass zwar in Kürze die kritische Gesamtedition der *Mären* vorliegen wird,²² dass aber für andere Texte und Texttypen solche Bemühungen noch ausstehen: Vieles ist noch immer unedierte, und die Ausgaben selbst prominenter Corpora wie der *Fabeln*, der *Minnereden* oder der verschiedenen Fassungen des *Freidank*-Komplexes entsprechen oft nicht (oder nicht mehr) den gegenwärtigen editorischen Standards. Noch schlechter sieht es mit Kommentaren und Übersetzungen aus. Außerdem fehlen für viele Bereiche weitergehende Studien zur Poetik der Texte. Oftmals sind nicht einmal die Überlieferungsverhältnisse und die Wirkungsgeschichte auf eine hinreichende Weise geklärt. Symptomatisch ist überdies, dass es Texttypen gibt, die in ihrer Zeit von großer Bedeutung gewesen sind, bei denen die literaturwissenschaftliche Erschließung aber erst am Anfang steht. Dies trifft z. B. auf viele *anonyme geistliche Kleinformen* zu (wie die *geistliche Reden und Bispel in Reim und Prosa*), aber auch auf die *kleineren (geistlichen und weltlichen) Gebrauchsformen der Lyrik* außerhalb der großen *Œuvres*. Vernachlässigt wurden schließlich auch die verschiedenen Erscheinungen von *Paratexten* (Schreiberverse und Kommentare; Überschriften und Titel)²³, die zwar nicht notwendigerweise den Status eines eigenen Texttyps

Kleinepik des Mittelalters (Hermaea. N.F. 136), Berlin / Boston 2015. Vgl. auch den Beitrag von Nicole Eichenberger in diesem Band.

²¹ Vgl. Sabine Griese, *Text-Bilder und ihre Kontexte. Medialität und Materialität von Einblatt-Holz- und -Metallschnitten des 15. Jahrhunderts* (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 7), Zürich 2011; Sabine Griese, *Exklusion und Inklusion. Formen der Überlieferung und des Gebrauchs von Literatur im 15. Jahrhundert*, in: *Codex und Geltung*, hg. v. Felix Heinzer u. Hans-Peter Schmit (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 30), Wiesbaden 2015, S. 175–190; Frank Büttner, *Das Bild und seine Paratexte. Bemerkungen zur Entwicklung der Bildbeschriftung in der Druckgraphik der Frühen Neuzeit*, in: *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit. Theorie, Formen, Funktionen*, hg. v. Frieder von Ammon u. Herfried Vögel (Pluralisierung & Autorität 15), Berlin 2008, S. 99–131. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Sabine Griese in diesem Band.

²² Vgl. das DFG-Projekt „Edition und Kommentierung der deutschen Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts“: <http://www.versnovellistik.uni-koeln.de/8150.html> [Zugriff 3.8.2017]. Zur Edition der weltlichen mittelhochdeutschen Verserzählungen vgl. den Beitrag von Gudrun Felder, Sandra Linden und Henrike Schaffert in diesem Band.

²³ Als Ausnahme von der Regel lassen sich die außerordentlich ertragreichen Arbeiten zu den althochdeutschen und altsächsischen Glossen herausstreichen; hier gilt es an die Forschung zu den hoch- und spätmittelalterlichen Paratexten anzuschließen. Zur Glossen-Forschung vgl. lediglich: *Mittelalterliche volkssprachige Glossen. Internationale Fachkonferenz des Zentrums für Mittelalterstudien der Otto-Friedrich-Universität Bamberg*, 2. bis 4. August 1999, hg. v. Rolf Bergmann (Germanistische Bi-

beanspruchen können, die aber als (zusehends sich etablierendes) ‚Beiwerk‘ der Handschrift (und später des Drucks) eine eminent große Bedeutung als Mittel der Rezeptionssteuerung erhalten.²⁴

Die Wolfram-Tagung des Jahres 2014 hatte es sich zur Aufgabe gemacht, im Anschluss an den viel beachteten „Fortuna vitrea“-Band über „Kleinstformen der Literatur“ (1994)²⁵ den heutigen Stand der Forschung zur Kunst der *brevitas* im deutschsprachigen Mittelalter kritisch zu bilanzieren und die weitere Erschließung dieser Texte voranzutreiben. Dabei war eine Diskussion grundsätzlicher Fragen zur Poetik und zur Pragmatik sowie zur Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte der diversen kleinen literarischen Formen genauso wichtig wie eine intensive Analyse von instruktiven Einzelfällen.

Mit den nachfolgenden Stichworten wurde ein interessierter Teilnehmerkreis eingeladen, passende Vortragsangebote zu unterbreiten; sie werden hier im Folgenden noch einmal aufgelistet, weil sie unabhängig von dem jetzt vorliegenden Band wichtige Gesichtspunkte benennen, die auch für die weitere Erforschung des Themas Anregungen bieten können.

I. Poetik und Typologie kleiner Formen

Techniken der Verkürzung und Verknappung – Funktionalisierung von Analogisierungen und Generalisierungen – Die Funktion von Reihung, Katalog und Register – Die Kopplung von Informationspräsentation und Kommentar – Pointenbildung und die Zuspitzung auf den signifikanten Einzelfall – Durchbrechung von Erwartungshaltungen – Komik – Verhältnis von ‚delectare‘ und ‚prodesse‘ – Erzählung, Rede, Bispel (narrative und diskursive Formen) – Geistliche und weltliche Formen – Reimpaar, Strophe, Prosa – ‚Einfache‘ Formen und ihre Kombinatorik – Übergänge in andere Texttypen

blibliothek 13), Heidelberg 2001; Die althochdeutsche und altsächsische Glossographie. Ein Handbuch, Bd. 1–2, hg. v. Rolf Bergmann u. Stefanie Stricker, Berlin / New York 2009; Andreas Nievergelt, Zur gegenwärtigen Quellen- und Editionsfrage der althochdeutschen Glossen, in: Sprachwissenschaft 36 (2011), S. 307–358; Angelika O’Sullivan, Waffenbezeichnungen in althochdeutschen Glossen. Sprach- und kulturhistorische Analysen und Wörterbuch (Lingua Historica Germanica. Studien und Quellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 5), Berlin 2013; Althochdeutscher und altsächsischer Glossenwortschatz, Bd. 1–12, hg. v. Rudolf Schützeichel, Tübingen 2004.

²⁴ Vgl. u. a. die große Zahl an Sprüchen in Reimpaaren, die sich in den weltlichen Liederbüchern des 15. und 16. Jh.s finden; obgleich diese scheinbar ‚gattungsfremden‘ Beifügungen einen guten Einblick in die Entstehung der Handschriften und in ihre sozialen Verortungen ermöglichen, sind sie bisher noch nicht systematisch gesammelt und interpretiert worden. Vgl. Christoph Petzsch, Das Lochamer-Liederbuch. Studien (MTU 19), München 1967, S. 69–111. – Zu den Paratexten in der Frühen Neuzeit vgl. von Ammon / Vögel (Anm. 21).

²⁵ Wachinger (Anm. 1).

Einleitung

II. Pragmatik, Diskursive Verortung, Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte

Autoren und Rezipienten – ‚Sitz im Leben‘ – Normativität, Normalität, Normbruch: Die Diskussion ästhetischer, sozialer oder religiöser Standards in Klein(st)texten – Geographische Verbreitung von kleineren Formen, Rezeptionszentren – Zeitliche Erstreckung in der Verbreitung von kleineren Formen – Rekonstruktion von Traditionslinien, Vergleich mit identifizierbaren Prätexten – Das Verhältnis zur lateinischen und mittellateinischen Tradition – Retextualisierungsphänomene – Anonymität und markierte Verfasserschaft – Handschrift und Druck

III. Studien zu einzelnen Texten oder Texttypen

Erzählungen: geistlich und weltlich, in Reimpaaren und in Prosa (Mären, geistliche Kleinerzählungen, Legenden und Mirakel, Facetien und Schwänke) – Bispiel und Exempel: geistlich und weltlich, in Reimpaaren und in Prosa – Reden: geistlich und weltlich, in Reimpaaren und in Prosa – Gebete und Predigten in Reimpaaren und in Prosa – Kleine lyrische Gebrauchsformen (geistlich und weltlich) – Lyrische Texte in ‚formes fixes‘ (z. B. in Vaganten- oder Hymnenstrophen, im halben oder ganzen Hildebrandston) – Quodlibets und Florilegien – Geistliche und weltliche Klein(st)dramen – Kleinformen diskursiv organisierter Didaxe (u. a. Freidankverse, ‚Cato‘, ‚Facetus‘) – ‚Autoritäten‘ (in Prosa und gereimt) – Sprichwörter, Sentenzen – Rätsel – Witze, Anekdoten – Paratexte (Schreiberverse, Glossen und Kommentare, Überschriften und Titel) – Kleine und kleinste Texte auf Artefakten und in Bildern – Klein(st)texte in intermedialen Ensembles

*

Die Wolfram-Studien XXIV können nun dreizehn Beiträge präsentieren, die in Rostock vorgestellt und diskutiert worden sind; hinzu kommen zwei, die dankenswerterweise eigens für den vorliegenden Band verfasst worden sind.²⁶ Diese fünfzehn Aufsätze können gewiss nicht den Anspruch erheben, das oben skizzierte Forschungsfeld in Gänze zu erschließen;²⁷ es handelt sich aber um sehr

²⁶ Es handelt sich um die Beiträge von Christian Seebald (über das ‚Wachtelmäre‘) sowie von Gudrun Felder, Sandra Linden und Henrike Schaffert (über Grenzfälle bei der Edition und Kommentierung von mittelhochdeutschen Versnovellen).

²⁷ Zu den wichtigen Desideraten in der Erschließung, Edition und Interpretation von kleinen literarischen Formen des Mittelalters gehört ein größerer interdisziplinärer Verbund, der die Forschung zur literarischen Kunst mittelalterlicher *breuitas* bündeln und koordinieren könnte. Dieser wäre auch als programmatisches Gegenstück zu dem auf die Phänomene (früh-) neuzeitlicher und gegenwärtiger Textwelten konzentrierten DFG-Graduiertenkolleg 2190 (<http://www.kleine-formen.de>; [Zugriff 3.8.2017]) vonnöten. Vgl. auch den Beitrag von Nikolaus Henkel im vorliegenden Band (bes. Anm. 4).

aufschlussreiche Tiefenbohrungen, die über das gemeinschaftliche Interesse verbunden sind, den kleineren Formen des deutschsprachigen Mittelalters die Beachtung zu geben, die sie aufgrund ihrer enormen Bedeutung für die lateinischen und volkssprachlichen Kulturen des 8. bis 16. Jahrhunderts besessen haben. Sie spiegeln überdies das Bemühen der Herausgeber wider, Untersuchungen zu allen Phasen der Textproduktion von den frühen Zeugnissen der althochdeutschen Zeit bis zum 17. Jahrhundert zu berücksichtigen und dabei geistliche wie weltliche Genera sowie metrisch gebundene Texte wie Prosastücke ins Auge zu fassen; außerdem ist es gelungen, allgemeinere Beiträge, die sich der *Poetik kleinerer literarischer Formen* (Sektion I des vorliegenden Bandes) zuwenden, mit konzentrierten Fallstudien zu verbinden, die sich einerseits mit *texttypischen Modellierungen der brevitatis* beschäftigen (Sektion II) und andererseits mit der *Überlieferung und Rezeption* (Sektion III) sowie mit der *medialen Transformation* kleinerer Texte des deutschsprachigen Mittelalters und ihrer Präsentation in aktuellen *Editionen* (Sektion IV).

I. Poetik der *brevitas*

Der Band wird eröffnet mit dem Beitrag von Nikolaus Henkel (Hamburg / Freiburg i. Br.), der sich mit der Reduktion als poetologischem Prinzip beschäftigt. In den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellt Henkel vor allem die Verdichtung von lateinischen sowie mittelhochdeutschen Epen und Erzählungen (Vergils ‚Aeneis‘, die lateinische Erzählung vom ‚Schneekind‘, ‚Tristan‘, ‚Iwein‘, ‚Aristoteles und Phyllis‘) in literarischen Bearbeitungen sowie auf Bildteppichen. Seine Analysen gehen dabei in zwei Richtungen: Zum einen fragt er – produktionsseitig – nach den Verfahren der poetischen Reduktion, indem er kürzende Bearbeitungen mit ihren Prätexten vergleicht und dabei beobachtet, welche Elemente der zugrundeliegenden Narration aufgegriffen worden sind (und welche nicht) und wie diese Aufnahmen akzentuiert und neu strukturiert werden. Zum andern wurde – rezeptionsseitig – das Anforderungsprofil an die Leser und Hörer in den Blick genommen. Als eine wichtige Einsicht des Beitrags ist herauszustreichen, dass die Reduktion von komplexeren Erzählungen stets mit der Erfüllung eines „intellektuellen Kontrakt[es]“²⁸ einhergeht, der von Rezipienten verlangt, bildungsgeschichtliche und intellektuelle Voraussetzungen des Verstehens aktiv abzurufen, um die Bedeutung der verkürzten Darstellung erschließen zu können.

²⁸ Vgl. den Beitrag von Nikolaus Henkel in diesem Band, S. 27–55, hier z. B. 41 u. ö.

Einleitung

Auch Hans Jürgen Scheuer (Berlin) untersucht das Verhältnis von Vorlage und Bearbeitung; er wendet sich diesen Rezeptionsvorgängen am Beispiel von lateinischen und volkssprachlichen Erzählungen in der Ovid-Nachfolge zu und führt dabei die typischen Operationen vor, mit denen Kürze generiert werden kann. An diesen Exempeln lässt sich zum einen studieren, wie die kürzende Herauslösung aus dem epischen Band des *perpetuum carmen* überhaupt Exempelhaftigkeit herzustellen vermag; insofern gibt es wichtige Konvergenzen zum Beitrag von Nikolaus Henkel. Zum anderen formuliert Scheuer die These, dass solche Abbreviationen den umgekehrten Vorgang der explizierenden Allegorie regelrecht hervortreiben. Im Falle der mittelalterlichen Ovid-Bearbeitungen greift diese ‚Ausfaltung‘ dann auch noch auf die moralisierende Auslegung über und wird in ihr fortgeführt. So betrachtet ist dann die „Faltung“, also die Erzeugung von *brevitas*, als eine wesentliche Grundoperation des ausfaltenden allegorischen Dichtens und Deutens in Antike und Mittelalter zu verstehen.

Diese beiden Beiträge sind auf der Rostocker Tagung intensiv diskutiert und mehrfach in späteren Vorträgen aufgegriffen worden; als eine zentrale Einsicht dieser Diskussionen lässt sich festhalten, dass die Thesen von Henkel und Scheuer keineswegs als Alternativen zu verstehen sind, sondern als komplementäre Ergänzungen: Für die Poetik der *brevitas* ist es mit Henkel enorm wichtig festzuhalten, dass die Verkürzung nur unter der Vorgabe möglich ist, dass an die Teilnehmer der literarischen Kommunikation erhöhte Anforderungen gestellt werden können, die u. a. ihr generelles Bildungsniveau betreffen, aber auch ihre Vertrautheit mit sehr speziellen Diskursen und Archiven. Auf der anderen Seite provoziert die Kürze nach Scheuer immer auch das Verfahren, bei der Bearbeitung von Literatur das bei den Rezipienten vorauszusetzende Wissen in den Text selbst zu integrieren (als *amplificatio* etwa oder als hinzugefügter Kommentar). Die Beschreibung der Kunst der *brevitas* kann damit nicht (nur) auf der Basis reiner Stilbetrachtung betrieben werden, sondern muss stets die Verortung der Texte in der übergeordneten Geschichte von diskursiven Formationen im Blick behalten.

II. Texttypenspezifische Fallstudien

Die Reihe der Fallstudien zu Texttypen, die für das Phänomen der *brevitas* von besonderer Bedeutung sind, wird eröffnet durch den Beitrag von Johannes Janota (Augsburg) zu den lateinischen Tropus-Feiern als dramatischer Kleinstform. Janota stellt zunächst diese Form der szenischen Vergegenwärtigung des Auferstehungsgeschehens vor; sein Ziel ist es jedoch, auf der Grundlage einer breiten Sichtung des Materials das performative Potential dieser Kleinstform erstmals herauszuarbeiten und zur Diskussion zu stellen. Dies geht mit einer systematischen Kritik an dem Verfahren der älteren Forschung einher, die Tro-

pus-Feiern zugunsten der lateinischen Osterfeiern auszublenzen; demgegenüber betont Janota, dass beide dramatischen Kleinformen als gleichberechtigte Möglichkeiten szenischer Darstellung zu gelten haben. In der Konsequenz seiner Darlegungen wird deutlich, dass mit den lateinischen Tropus-Feiern eine breit bezeugte, aber gänzlich unterschätzte Tradition literarischer *brevitas* existiert, die dringend der weiteren Untersuchung bedürfte.

Eine weitere wichtige, aber ebenfalls marginalisierte geistliche Kleinform ist das volkssprachliche Gebet in Versform. Diese Tradition wird in dem Beitrag von Anja Becker (München) über eine Analyse sprachlicher Mittel anvisiert. Am Beispiel von pragmatischen und lyrischen Gebeten an den Heiligen Geist kann Becker verdeutlichen, dass diese Texte mit der systematischen Strategie arbeiten, eingeführte und in der Bildhaftigkeit abgeschwächte Metaphern erneut zu metaphorisieren, um mit diesen Metaphern zweiter Ordnung ihr theologisches und religiöses Anliegen angemessen formulieren zu können. Über den speziellen Fall der Versgebete hinaus führt die Analyse von Becker mit ihren Beobachtungen, wie mit einem Fundus vorgegebener Metaphern umgegangen werden kann, in das Zentrum von Retextualisierungstechniken, die generell für eine Poetik (geistlicher wie weltlicher) Kleindichtungen des Mittelalters von großer Bedeutung sind.

Das Missverhältnis zwischen historischer Wirksamkeit und geringer Beachtung durch die Forschung muss Stefan Matter (Freiburg i. Ue.) auch für die sog. Stundenlieder konstatieren. Dabei handelt es sich um regelrechte Schlüsseltexte der spätmittelalterlichen Gebetbuchliteratur, die als paraliturgische Einheiten sehr schnell Eingang in das Stundenbuch gefunden haben und schon aus diesem Grund eine nahezu explosionsartige Verbreitung erfuhren. Am Beispiel des Stundenliedes ‚Patris sapientia veritas divina‘, das ab dem 14. Jahrhundert als Teil des Zusatzoffiziums des Heiligen Kreuzes bezeugt ist, und der deutschen Übertragung dieses Liedes durch Johann von Neumarkt kann Matter nun zeigen, wie der Aufbau und der Inhalt der Lieder ihre äußerst variable Einbettung der Texte in sehr verschiedene Kontexte ermöglicht und zudem eine charakteristische Anreicherung mit Paratexten erlaubt. Ein Ausblick zeigt die große Wirkung der deutschen Übertragung durch Johannes von Neumarkt an ihrer Integration in die gedruckten Gebetbücher auf, namentlich an der Übernahme des Textes in das sogenannte ‚Seelengärtlein‘ und in den Heinrich von St. Gallen zugeschriebenen ‚Passionstraktat‘.

Der funktionale Konnex zwischen der Faktur geistlicher Texte und den Formen ihrer schriftlichen Fixierung und Weitergabe kann auch an anderen Texttypen aufgewiesen werden. So kann Nicole Eichenberger (Freiburg i. Ue.) am Beispiel von motivgleichen Texten aus dem ‚Passional‘ zeigen, wie der Umfang der geistlichen Verserzählungen mit den literarisch-konzeptionellen Interessen ihrer Autoren oder Bearbeiter korreliert. Die den Texttyp konstituierende Eigenschaft der Kürze lässt sich demnach nicht schematisch festlegen; vielmehr

Einleitung

steht sie in jeder handschriftlich bezeugten Fassung in einem direkten Zusammenhang zur gewünschten Komplexität der präsentierten Handlung und der daraus resultierenden Elaboriertheit der narrativen Umsetzung, die ihrerseits wiederum an den übergeordneten Interessen der Verfasser orientiert sind oder auf die Bedürfnisse intendierter Rezipienten zugeschnitten werden.

Als eine Art Zwischenfazit zu den Fallstudien, die sich mit geistlichen Texten und Texttypen beschäftigen, ist festzuhalten, dass bei allen Fortschritten, die sich bei der Erfassung mittelalterlicher Textwelten feststellen lassen, immer wieder enorme Forschungslücken zu erkennen sind. Es ist jedenfalls für den Stand der wissenschaftlichen Erschließung charakteristisch, dass Texttypen wie die lateinische Tropus-Feier, die Versgebete oder die Stundenlieder, die auf ihre Art ganz maßgeblich das literarische Profil der deutschen und lateinischen Literatur des Mittelalters mitbestimmen haben, nicht in der Weise aufgearbeitet worden sind, wie es ihrer historischen Bedeutung entspräche. Die Desiderata müssen gewiss von Fall zu Fall präziser bestimmt werden, aber es zeichnet sich doch die Tendenz ab, dass sowohl bei der systematischen Beschreibung der literarischen und sprachlichen Merkmale der Texte und ihrer performativen Potentiale als auch bei der Untersuchung ihrer Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte noch viel zu vieles im Dunkeln liegt. Umso wichtiger sind Beiträge, die über konkrete Einzelfälle hinaus verallgemeinerbare Beschreibungsstrategien ausprobieren; dies gilt sowohl für die Anregung von Anja Becker, einen analytischen Zugriff auf die Texte über den (Wieder-)Gebrauch von Metaphern zu entwickeln, als auch für den methodischen Ansatz von Nicole Eichenberger und Stefan Matter, den funktionalen Zusammenhängen zwischen der literarischen Gestaltung von Kleintexten und ihrer Überlieferung nachzuspüren.

Die nachfolgenden Beiträge der Sektion II verhandeln die Kunst der Kürze am Beispiel weltlicher Texte. Der Beitrag von Johannes Rettelbach (Würzburg) beschreibt den aufschlussreichen Fall, wie Hans Sachs auf der Basis eines gemeinsamen Fundus von Fabelstoffen zwei verschiedene Typen kleinerer Dichtungen ausdifferenziert, das Fabelmeisterlied und die Fabel als Reimpaarspruch, die sich nicht nur in der Form unterscheiden, sondern auch in der Art der Überlieferung und in der thematischen Ausrichtung. Auf der einen Seite steht dabei das vornehmlich in Handschriften überlieferte und nach den Vorgaben des Nürnberger Meistersangs gearbeitete und damit auch im Umfang begrenzte Fabellied, das vor allem eine politische Zielsetzung verfolgt, auf der anderen Seite die für den Druck konzipierte und im Umfang lediglich von den materiellen Eigenschaften der verwendeten Medien eingeschränkte Reimpaarfabel, in der die politische Thematik zugunsten einer allgemeinen (weltlichen wie geistlichen) Paränese aufgegeben wird.

Auch Karina Kellermann (Bonn) verhandelt kleinere Texte mit einer politischen Thematik. Sie stellt eine grundsätzlich bekannte, aber selten im Zusammenhang diskutierte Gruppe von kürzeren historisch-politischen Reimpaarre-

den des Lupold Hornburg vor, die unikal im ‚Hausbuch des Michael de Leone‘ überliefert sind und als besonders frühe und anspruchsvolle Vertreter der spätmittelalterlichen Reimpaarpublizistik gelten dürfen. Das Augenmerk des Beitrags liegt zunächst darauf, die besondere Stellung dieser Texte herauszustreichen, die inhaltlich durch eine außerordentlich scharfe Herrscherkritik (u. a. an Karl IV.) und das Motiv der Zeitklage gekennzeichnet sind und die formal durch eine große Vielfalt an unterschiedlichen Gestaltungsmitteln hervorstechen, welche in der späteren Reimpublizistik nur selten beobachtet werden kann; charakteristisch ist ferner die systematische Referenz auf andere Texttypen erzählenden wie diskursiven Charakters (Minnereden, Freidank, Bibeldichtungen sowie die lateinische Tradition der politischen Zeitklage). Somit kann das Corpus auf der Grundlage dieser Charakterisierung deutlich besser als zuvor in den Rahmen des für neue literarische Formen offenen ‚Hausbuchs‘ gestellt werden.

Christian Seebald (Köln) stellt am Beispiel des wohl um 1300 entstandenen ‚Wachtelmäre‘ die Tradition der mittelalterlichen Lügendichtung vor, die sich im Unterschied zum Archetyp dieser Texttradition (Lukians ‚Wahren Geschichten‘) durchweg der kleinen Form bedient. Der Beitrag beschreibt als wichtigstes Kennzeichen für die spezifische Poetik des ‚Wachtelmäres‘ die Dialektik zwischen der strengen formalen Begrenzung des Textes durch eine zwölfzeilige Strophe einerseits und einer auf der asyndetischen Reihung von Unmöglichem und Sinnwidrigem beruhenden semantischen Entgrenzung andererseits. Ein Vergleich mit den altfranzösischen *Fatrasies* zeigt, dass es zwischen der altfranzösischen und der mittelhochdeutschen ‚Lügendichtung‘ bemerkenswerte Ähnlichkeiten in der formalen Gestaltung gibt; dies gilt insbesondere für das Verhältnis zwischen den beiden späteren Bearbeitungen des in drei Fassungen überlieferten ‚Wachtelmäres‘ und den karnevalesken ‚*Fatrasies d’Arras*‘, welche die Vorliebe für das Obszöne und Skatologische sowie die Tendenz zur Degradierung des Sakralen miteinander teilen. Der komparatistische Blick auf das ‚Wachtelmäre‘ verortet damit diesen Text in einer gemeinsamen literarischen Tradition diesseits und jenseits des Rheins und bietet zudem wichtige Hinweise für die Beschreibung von Fassungsdivergenzen.

Diesen drei Fallbeispielen aus dem Bereich der spätmittelalterlichen weltlichen Kleindichtungen ist gemeinsam, dass sie erneut die große Bedeutung herausstreichen, welche die Archive der lateinischen, altfranzösischen und der älteren deutschsprachigen Literatur für die Poetik und Pragmatik von deutschsprachigen Kleindichtungen des Mittelalters besitzen, und in den Fällen, wo diese Archive einigermaßen sicher bestimmt werden können, bestätigt sich erneut der von Henkel formulierte Befund, dass die Kunst der *brevitas* in ganz besonderer Weise auf einem breiten Fundament vorgängiger Textwelten beruht. Zugleich zeigen die Ausführungen von Rettelbach, dass sich bei dem Rückgriff auf ein gemeinsames Reservoir von Stoffen und Motiven immer wieder text-

typenspezifische Darbietungsweisen herauskristallisieren, die im Zusammenspiel von äußerer Form, Rezeptionsmodus und Überlieferungsmedium eine eigene Modellierung und Perspektivierung des aus dem Archiv Entlehnten erzeugen.

III. Überlieferung – Rezeption

Ernst Hellgardt (München) ruft mit seinem Blick auf die althochdeutschen Mikrotexe im Umkreis Notkers des Deutschen in Erinnerung, dass die Geschichte der deutschsprachigen Kleindichtungen keineswegs, wie man mit Blick auf die überbordende literarischen Produktion des 14., 15. und 16. Jahrhunderts vermuten könnte, eine Späterscheinung der deutschen mittelalterlichen Literatur darstellt. Außerdem kann er an diesen frühen Texten sehr gut deutlich machen, dass begründete Aussagen zur spezifischen Literarizität von Kleindichtungen ohne eine Rückbindung an die Kontexte, in denen sie überliefert werden, kaum möglich sind. Hellgardts Ausführungen zu den althochdeutschen Mikrotexen, die sich in Notkers ‚De arte rhetorica‘ und in der in seinem Umfeld entstandenen Schrift ‚De partibus logicae‘ finden, machen zunächst einmal deutlich, dass diese Insertionen die Funktion von Exempeln besitzen, die den Sinn eines rhetorischen Topos oder von Strategien der *inventio* erläutern sollen. Entgegen der gängigen Editionspraxis, diese Mikrotexe aus ihrem lateinischen Kontext herauszulösen und sie dann umstandslos als Sprichwörter, Merk- oder Sinnsprüche zu charakterisieren, ist nach Hellgardt ihr proverbialer Charakter nicht als gegeben zu setzen, sondern muss von Fall zu Fall geklärt werden. Seine kritische Durchsicht der einschlägigen Verse kommt zu dem Ergebnis, dass mit einem regelrechten Spektrum von Sprichworthaftigkeit gerechnet werden muss, das von (auch anderwärts gut belegten) Sprichwörtern über sprichwortähnliche Formulierungen bis hin zu nüchternen Aussagesätzen ohne jeden idiomatischen Charakter reicht; im Fall der althochdeutschen Zeilen aus Notkers ‚De arte rhetorica‘ erwägt Hellgardt sogar, dass es sich bei diesen um Zitate aus einer verloren gegangenen althochdeutschen Dichtung gehandelt haben könnte.

Einen typisch spätmittelalterlichen Überlieferungskontext untersucht dagegen Almut Suerbaum (Oxford). Sie analysiert eine zwischen 1456 und 1466 im Nürnberger Katharinenkloster angelegte geistliche Sammelhandschrift mit kleinen und kleinsten Textformen (Yale, Beinicke Library 968) mit Blick auf die Frage, was geschieht, wenn solche Kleindichtungen zu einzeltextübergreifenden Ensembles zusammengestellt werden, um damit ein für das deutschsprachige Spätmittelalter charakteristisches Verfahren im Umgang mit geistlichen Texten zu verdeutlichen. Anhand einer genauen Analyse der Handschrift stellt sie dabei fest, dass hier über das Kombinieren von Kurztexten eine ganz eigene und

an den Benutzerinteressen orientierte Dynamik erzeugt wird. Dabei kommen nicht nur die klassischen Verfahren der *compilatio* und *ordinatio* zum Einsatz, wie sie an der Rextualisierung von Exzerpten größerer Werke wie der deutschen Vita der Dorothea von Montau oder Mechthilds von Hackeborn ‚Liber specialis gratiae‘ greifbar werden; vielmehr kann Suerbaum als ein zentrales Charakteristikum der Handschrift herausstellen, dass diese auf die Erzeugung eines intermedialen Ensembles angelegt ist, welches Gebete mit Viten-Narrationen sowie lateinischen Hymnen und Sequenzen (samt ihren deutschen Übertragungen) kombiniert und diese Kurztexte mittels narrativer und paratextueller Elemente solchermaßen in ein zwischen Sprechen, Lesen und Singen changierendes Rezeptionsfeld stellt, dass die Sammlung gewissermaßen eine eigene ‚Stimme‘ erhält.

Die Beiträge von Hellgardt und Suerbaum verdeutlichen, dass die generalisierende Vorstellung von einem Codex als Textsteinbruch oftmals unzutreffend ist; gerade in der Tradierung von Klein(st)texten tut man gut daran, nicht nur mit der Existenz von völlig ungeordneten Miszellanen-Handschriften zu rechnen, sondern immer wieder mit Formen der Überlieferung, die ganz eigene Formen einer einzeltextübergreifenden Kohärenz anstreben.

Um Fragen der Kohärenzbildung geht es auch in den beiden Beiträgen, die sich mit der Drucküberlieferung von Kleindichtungen beschäftigen. Klaus Kipf (München) befasst sich mit dem Umstand, dass im Falle weltlicher Erzählungen der Übergang von der scripto- zur typographischen Überlieferung mit einem auffälligen Spezialisierungsprozess einhergeht, der sich stichwortartig als Entwicklung von der Mären-Sammelhandschrift zum gedruckten Schwankbuch fassen lässt. Ausgehend von der buchgeschichtlichen ‚Zielform‘, der gedruckten Sammlung in der Art von Wickrams ‚Rollwagenbüchlein‘, hat Kipf den Buchtyp ‚Schwankbuch‘ in seinen zentralen Merkmalen charakterisiert und von den Sammelhandschriften abgegrenzt, in denen schwankhafte Mären in nennenswerter Zahl überliefert werden. Als wichtigstes Differenzkriterium zwischen diesen beiden medialen Formaten ist zu nennen, dass sich das ‚Schwankbuch‘ auf die Sammlung von kurzen, auf eine komische Pointe hin konzipierten Einzelerzählungen konzentriert, während die weltliche Verserzählung schwankhaften Inhaltes in den Handschriften des 13.–16. Jahrhunderts durchweg im Verbund mit anderen Märentypen, aber auch mit weiteren kleineren Reimpaardichtungen auftritt und in diesem Umfeld allenfalls zu kleineren oder größeren Clustern zusammengeschlossen wird, die dann aber neben den Reihungen von anderen Texttypen stehen. Nicht zuletzt diskutiert der Beitrag mögliche Vermittlungsstufen zwischen diesen beiden Tradierungstypen – insbesondere das Fazetienbuch, den Schwankroman, das Fabelbuch sowie die gedruckte Exempelsammlung.

Als ein anderes mediales Format, das sich im 16. Jahrhundert auf die Theaurierung von Kleintexten konzentriert, sind gedruckte Sammlungen gnomi-

scher Reimpaarsprüche zu nennen. Den wichtigsten niederdeutschen Beispielen, den eng zusammengehörenden Sammlungen ‚Schönes Rimbökelin‘ und ‚Künstlike Werltsprüche‘, widmet sich der Beitrag von Annika Bostelmann und Doreen Brandt (beide Rostock); er setzt nach einem Abriss der Forschungsgeschichte zwei Schwerpunkte: Zum Ersten wird die typographische Gestaltung der sieben zwischen etwa 1540 und 1601 erschienenen Drucke beschrieben; in diesem Zusammenhang erfolgt dann auch eine genaue Analyse der programmatischen Titelblätter und ihrer rezeptionssteuernden Bilder. Zum Zweiten bieten Bostelmann und Brandt eine Gesamtcharakteristik des Corpus. Dazu zeichnen sie zunächst die Genese der Sammlungen nach, die sich aus der Zusammenführung von drei unterschiedlichen Vorlagenkomplexen erklärt: einer Kompilation aus ‚Reynke de Vos‘-Sprüchen, einem Sprüche-Exzerpt aus der niederdeutschen Fassung des ‚Narrenschißs‘ und einer Kollektion von Stücken unbekannter Provenienz, in der auffällig viele Minnesprüche stehen. Das ‚Schöne Rimbökelin‘ und die ‚Künstliken Werltsprüche‘ bilden in ihrer radikalen Dekontextualisierung der Reimpaarversgruppen das mediale und kompilationstechnische Gegenstück zu den Mikrotexten, die ganz eng in die handschriftliche Überlieferung der Texte Notkers des Deutschen und seines Umfeldes integriert sind, oder zu dem einzeltextübergreifenden und gattungsüberschreitenden Ensemble des Codex 968 der Beinicke Library.

Überhaupt zeigen die in diesem Band präsentierten gedruckten Thesauren eine auffällige Tendenz, ihr Material nach anderen Gesichtspunkten auszusuchen und zusammenzustellen, als dies in den hier verhandelten handschriftlichen Ensembles von Kleindichtungen zu beobachten ist. Während es sich bei diesen um sehr eigenwillige und auf individuellen Nutzerinteressen beruhende Überlieferungsgemeinschaften handelt, in denen literarisch, sprachlich und stilistisch diverse Klein- und Kleinsttexte (oftmals quer zu den traditionellen Gattungszugehörigkeiten) miteinander in einen Dialog treten, sind die für den Markt produzierten, an eher überindividuellen Interessen ausgerichteten Drucke der Schwanksammlungen wie auch des ‚Rimbökelin‘ und der ‚Werltsprüche‘ dem Grundsatz der seriellen Reihung von Ähnlichem verpflichtet, die vorgängiges Wissen von Texttypen eher zu bestätigen als zu unterlaufen scheint. Zwar zeigt ein Blick auf die Liederhandschriften des hohen und späten Mittelalters oder auf die Codices, in denen nur Predigten oder Minnereden aufgezeichnet werden, dass es den reihenden Überlieferungstyp gewiss schon vor der Durchsetzung der ‚Gutenberg-Galaxis‘ gegeben hat. Das Nebeneinander der in diesem Band versammelten Überlieferungsbeiträge wirft aber dennoch die Frage auf, ob der Übergang von der Handschriften- zur Buchdruckkultur nicht mit veränderten Usancen bei der Sammlung literarischer Klein- und Kleinsttexte einhergeht, die sich auch aus der Marktorientierung der Drucker ergeben.

IV. Mediale Transformation – Edition

Sabine Griese (Leipzig) lenkt in ihrem Beitrag über Texte auf gedruckten Bildern die Aufmerksamkeit darauf, dass die Literatur des Mittelalters nicht nur in Handschriften und Drucken tradiert wird, sondern sich auch in Wandmalereien sowie auf Teppichen und anderen Kunstgegenständen wiederfindet. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist ein Corpus von ca. 850 graphischen Bildern, die mit Texten versehen sind; bei diesen handelt es sich durchweg um Klein- und Kleinsttexte geistlichen wie weltlichen Inhalts. Für diese Überlieferungsform, die Holz- oder Metallschnitte mit Texten verbindet, ist nun nach Griese eine doppelte *brevitas* charakteristisch – eine durch die Materialität des bedruckten Einzelblattes verursachte Umfangsbeschränkung für Text und Bild sowie eine inhaltliche Kürze, die sich daraus ergibt, dass die Texte lediglich den *nucleus* größerer kultureller oder literarischer Zusammenhänge repräsentieren. Die Analyse ausgewählter Beispiele zeigt erneut den von Henkel beschriebenen Befund, dass die *brevitas* auf größere Archive des Wissens verweist, über die Produzenten und Rezipienten gleichermaßen verfügen müssen, damit die literarische und bildkünstlerische Kommunikation zustande kommt. Zugleich kann Griese zeigen, dass in diesen intermedialen Ensembles den Bildern eine besondere Bedeutung zukommt, weil sie den Kleinsttexten, mit denen sie zusammen überliefert sind, ein neues Gesicht verleihen und über die erhöhte Verbreitung der Blätter für ein größeres Publikum sorgen.

Eine ganz eigene Art der Transformation stellt die Überführung eines handschriftlich oder gedruckt überlieferten Ensembles von Kleintexten in das Medium einer modernen Ausgabe dar, die an rezenten Forschungsinteressen und den aktuellen Standards der Editionsphilologie orientiert ist. Die Frage, wie Kleindichtungen des deutschsprachigen Mittelalters ediert werden sollten, ist bereits im Beitrag von Hellgardt angeklungen; sie stellt sich indes bei jedem Text, der in dem vorliegenden Band erwähnt worden ist, und sie stellt sich in jedem Falle neu. Besonders kompliziert sind die Phänomene einer extremen *mouvance*, denen mit Verfahren, die an der Editionstechnik des 19. Jahrhunderts orientiert sind, kaum beizukommen ist. Mit Blick auf diese große Relevanz, welcher der Editionsproblematik in der Erforschung kleiner Texte und Texttypen des deutschsprachigen Mittelalters zukommt, war es sehr naheliegend, diesem Thema den Workshop für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler zu widmen. Auf dieser Veranstaltung haben Gudrun Felder (Köln), Sandra Linden (Tübingen) und Henrike Schaffert (Köln) vom DFG-Projekt „Edition und Kommentierung der deutschen Versnovellistik des 13. und 14. Jahrhunderts“ drei unterschiedlich gelagerte Grenz- und Problemfälle aus ihrer editorischen Arbeit diskutiert und die dafür erstellten Materialien zu einem eigenständigen Beitrag umgestaltet. In der Edition von ‚Die halbe Birne A‘ geht es vor allem um die Frage, auf welche Weise

Einleitung

synoptische Verfahren zur Darstellung von Fassungsdivergenz eine vielfältige und komplexe Überlieferung abbilden können, ohne einen gänzlich benutzerunfreundlichen, gewissermaßen ‚unleserlichen‘ Text zu erzeugen. Demgegenüber muss für ‚Alexander und Anteloie‘ das Problem gelöst werden, wie mit der Retextualisierung des Märes in den Handschriften der ‚Weltchronik‘ des sog. Heinrich von München zu verfahren ist. Für ‚Die zwölf (sieben) faulen Pfaffenknechte‘ wird schließlich diskutiert, welche editorischen Entscheidungen angesichts von Varianzerscheinungen getroffen werden sollen, die durch die Bearbeitung des Stoffs in anderen Genres produziert werden.

Die Überlieferung mittelhochdeutscher Verserzählungen markiert innerhalb der mittelalterlichen Handschriftenkultur einen relativ fest umrissenen Tradierungstyp. Die Einblicke in die praktische Arbeit des Köln-Tübinger Märenprojektes bieten aus diesem Grund auch keine Standardlösung für die Edition aller Kleindichtungen des deutschsprachigen Mittelalters; diese wird es wohl auch angesichts der großen Vielfalt an Texttypen und ihrer sehr diversen Überlieferungsformen nicht geben können. Gleichwohl werden mit der Frage nach den Grenzen synoptischer Präsentationsverfahren oder nach der sinnvollen Begrenzung des Textcorpus sehr grundsätzliche Editionsprobleme angesprochen, die sich so oder so ähnlich auch bei der Erstellung anderer Ausgaben stellen. Und so endet die Einleitung in diesen Band mit dem Hinweis auf ein letztes Desiderat: Viel wäre gewonnen, wenn es (auch mit Blick auf die zunehmende Bedeutung digitaler Editionen) zu einer intensiveren Diskussion über die Möglichkeiten, Probleme und Prinzipien von Ausgaben käme, die sich anschicken, die aufregenden Welten der mittelalterlichen Kleindichtungen in das digitale Zeitalter zu überführen.

Reduktion als poetologisches Prinzip Verdichtung von Erzählungen im lateinischen und deutschen Hochmittelalter

VON NIKOLAUS HENKEL

Das Bearbeiten von vorgegebener Materie scheint eine der archetypischen Verhaltensweisen des Menschen zu sein, des Homo faber, der Kultur schafft. Für den Literaturwissenschaftler ist dieses Schaffen von Kultur in den Ausdrucksmöglichkeiten der Sprache und der Formen ein immer wieder neu zu vermessendes Arbeitsfeld. Das Thema der *brevitas* gehört in diesen Zusammenhang. Dass das Herstellen von Kürze nicht nur ein Anliegen des Mittelalters ist, zeigt ein hübsches Gedicht von Christian Morgenstern, in dem wir Herrn von Korf, ein lyrisches Alter Ego des Verfassers, bei der Arbeit in Sachen *brevitas* beobachten können:

Die Brillen

*Korf liest gerne schnell und viel,
darum widert ihn das Spiel
all des zwölfmal Unerbetnen,
Ausgewalzten, Breitgetreten.*

*Meistes ist in sechs bis acht
Silben völlig klargemacht,
und in ebensoviel Sätzen
läßt sich Bandwurmweisheit schwätzen.*

*Es erfindet drum sein Geist
etwas, was ihm dem entreißt:
Brillen, deren Energien
ihm den Text zusammenziehen!*

*Beispielsweise dies Gedicht
läse, so bebrillt, man – nicht!
Dreiundsechzig seinesgleichen
gäben erst – ein – Fragezeichen!¹*

¹ Auf dieses Gedicht wurde ich aufmerksam durch den Beitrag von Paul Gerhard

Brevitas ist, nimmt man das Wort als Terminus, eine Sache der Rhetorik und tritt als Postulat unter anderem dort auf, wo es innerhalb der *narratio* um die Darstellung eines Sachverhalts geht.² Wo zu viel gesagt wird, entsteht Überdruß, wo zu wenig, kann Unklarheit entstehen. Wichtig sei, der Darlegung eine durchschaubare Struktur zu geben, denn sie ermöglicht es, dem Gegenstand genau zu folgen – und: die Zusammenfassung soll kurz sein, damit die verhandelten Gegenstände im Gedächtnis des Zuhörers haften bleiben. Das könnte man als Quintessenz der antiken Rhetoriken des Auctor ad Herennium, Ciceros oder Quintilians nehmen, wie das Mittelalter sie studierte. Die französischen Poetiken der Zeit um 1200 können darauf aufbauen und die Handhabung von *brevitas* mit Mustersammlungen unterfüttern.³ Diese Poetiken des Matthäus von Vendôme, Galfred von Vinsauf und anderer sind freilich nicht als Rezeptbücher zum Abfassen literarischer Texte gedacht, denn solche Texte gibt es in einem hohen Grad an Vorbildlichkeit bereits in dieser Zeit. Sie kodifizieren um 1200 vielmehr, was bereits geübt und anerkannter Standard literarischer Praxis und sprachlich-formaler Gestaltung in der Literatur ihrer Zeit ist.⁴ Damit komme ich zu meinem Material.

Schmidt, Die Kunst der Kürze, in: Dichten als Stoff-Vermittlung. Formen, Ziele, Wirkungen. Beiträge zur Praxis der Versifikation lateinischer Texte im Mittelalter, hg. v. Peter Stotz (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 5), Zürich 2008, S. 23–40. Das Gedicht gehört zu einer Nachlese zu den Galgenliedern, ist Anfang 1910 entstanden und in mehreren Versionen verbreitet. Text: Christian Morgenstern, Humoristische Lyrik, hg. v. Maurice Cureau (Christian Morgenstern, Werke und Briefe. Stuttgarter Ausgabe 3), Stuttgart 1990, S. 252, danach zitiert; Kommentar mit Nachweis einer witzig vermehrten zweiten Fassung ebd., S. 770f. Eine weitere Version bietet die Ausgabe Christian Morgenstern, Ausgewählte Werke, hg. v. Klaus Schuhmann, Bd. 1, Leipzig / Weimar 1985, S. 168f.

² Craig Kallendorf / Lisa Gondos, *Brevitas*, in: HWRh 2 (1994), Sp. 53–60.

³ Eine Übersicht auf dem bekannten Stand der Forschung bietet Fritz Peter Knapp, *Poetik*, in: Die Rezeption lateinischer Wissenschaft, Spiritualität, Bildung und Dichtung aus Frankreich, hg. v. Fritz Peter Knapp (Germania Litteraria Mediaevalis Francigena [GLMF] 1), Berlin / Boston 2014, S. 217–242.

⁴ Ein offenbar als zeitgemäß betrachtetes Programm von *brevitas* boten Vertreter der Universität Hannover. Sie haben im Sommer 2015 eine Tagung unter dem folgenden Thema veranstaltet: *Kurz&Knapp: Erzählen und Wissen in kleinen Formen* (Tagungszentrum Schloss Herrenhausen, Hannover vom 8.–11.7.2015). Bemerkenswert ist der Ausschreibungstext, den ich hier wiedergebe, weil er zeigt, wie sich *brevitas*/Kürze kurzerhand als spezifischer pragmatischer Modus der Moderne behaupten lässt, dies freilich bei einer bemerkenswerten Verkürzung der kulturhistorischen Dimension des Gegenstands. Der Ausschreibungstext der Tagung lautet: „Tweets, Kurznachrichten, Facebook-Statusmeldungen oder Microblog-Einträge: die Verfahren, Neuigkeiten zu verkünden und Wissen zu teilen, werden scheinbar immer kürzer. Aber die Konjunktur des Kurzen und Knappen setzte lange vor dem digitalen Zeitalter ein. Die Tagung ‚Kurz & Knapp. Erzählen und Wissen in kleinen Formen‘ setzt den aktuellen Trend der Verknappung in Bezug zu seiner Vorgeschichte. Dabei zeigt sich, dass die Karriere der kleinen Formen eng mit kulturellen Errungenschaften des

1.

Ich beginne mit einer Anekdote, die der Bologneser Dominikaner Francesco Pipino (um 1255 – um 1330) in sein um 1322 entstandenes ‚Chronicon‘ einrückt: Hugo, ein herausragender Dichter (*poeta egregius*) und Kanoniker aus Orleans zur Zeit Kaiser Friedrichs I. Barbarossa, habe aus dem folgenden Grund den Beinamen Primas erhalten:⁵ Zu einem Wettstreit mit einem anderen Dichter habe das Kardinalskollegium in Rom die Aufgabe gestellt, die Bibel so knapp wie möglich zusammenzufassen in Gestalt eines *breve compendium novi et veteris Testamenti*. Wer das mit der geringsten Zahl an Versen schaffe, solle für den Besten gelten. Magister Hugo aus Orleans bewältigte diese Aufgabe in zwei Versen, die die Chronik auch zitiert, Hugos Konkurrent hingegen, so der Chronist, habe dafür vier Verse gebraucht, von denen unser Gewährsmann nur vermerkt, er habe sie nirgendwo aufgezeichnet gefunden noch sie jemals gehört.⁶ Die beiden Verse des Magisters Hugo lauten:

17. Jahrhunderts zusammenhängt, die bis zum 19. Jahrhundert rasant an Fahrt aufnahmen: mit der Entwicklung eines nationalen und transnationalen Pressewesens, mit der Formation globaler Öffentlichkeiten und Märkte, mit der wissenschaftlichen Professionalisierung und mit der Herausbildung neuer Medientechnologien. Im Zuge dieser Neuordnung der öffentlichen Kommunikation gewannen Formate an Gewicht, die das Unbekannte und Neue kompakt und kompatibel fassen konnten: Anekdoten, Fallbeispiele, Kurzmeldungen, ‚Vermischtes‘ und Miscellen ‚aus aller Welt‘. Kleine Formen – Formen, die sich durch Kürze und Knappheit auszeichnen – können das Zusammenspiel von Wissen und Erzählen besonders gut regulieren und gestalten. Diese Formen stehen immer im Verhältnis zu längeren, ausgedehnten und größeren Formen. Einerseits wird verdichtet und zugespitzt, andererseits skizziert, angedeutet und fragmentiert. Das suggeriert zum einen Punktgenauigkeit und Exaktheit – das letzte Wort zum Thema. Zum anderen stellen Kürze und Knappheit aber auch ostentativ ihre Unvollständigkeit oder Unabgeschlossenheit aus. Kürze und Knappheit der Erzählungen erleichtern ihr Zirkulieren und fördern ihre (Re-)Kombinierbarkeit sowohl in zeitlichen als auch in räumlichen Dimensionen. Das Kurze und das Knappe zählen deshalb zu den paradigmatischen Modi der Moderne.“

⁵ Ich zitiere die Anekdote nach Wilhelm Meyer, Die Oxforder Gedichte des Primas (des Magisters Hugo von Orleans), in: Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse 1907, S. 75–111; S. 113–175; 231–234 (Nachdruck: Darmstadt 1970), hier: 78f. – Die Zeitangabe des Chronisten trifft nicht zu: Die Lebenszeit des Hugo Primas von Orléans wird um 1093 bis um 1160 angesetzt.

⁶ Vom Gegenstand des Wettstreits heißt es: *Erat autem materia breve scilicet compendium novi et veteris Testamenti: qui igitur paucioribus eam comprehenderet versibus, ille haberetur eximius. Primas duobus, alius quattuor eam comprehendit versibus. Hi autem fuerunt Primatis versus, qui intercalares dicuntur* [es folgen die oben zitierten Verse]. *Illos vero quattuor versus numquam reperi vel audivi* (ebd., S. 79).

*Quos anguis tristi virus mulcedine pavit:
Hos sanguis Christi mirus dulcedine lavit.*

(„Diejenigen [sc. Menschen], die das Gift der Schlange mit seiner fatalen verführerischen Bezauberung [*tristi mulcedine*] gelabt hat, / die hat das wundertätige Blut Christi mit seiner Süße reingewaschen.“)⁷

Der Chronist bemerkt nachdrücklich die besondere Kunstfertigkeit der Verse, die nach dem Formtyp der *Versus intercalares* gebaut sind: Jedes Wort des ersten Verses hat im zweiten seinen Reimpartner in gleicher Position. Die Botschaft des Alten Testaments in ihrer Opposition zu der des Neuen wird auch im Detail innerhalb der Verse abgebildet: Das Gift der Schlange, das trügerisch nährt, das Blut Christi, das wundersam reinwäscht. Nicht ohne Grund also hat in dieser Anekdote Magister Hugo den Sieg davongetragen, ein Autor, der schon in seiner Zeit als *Primas* bezeichnet wurde.⁸

Neben dem Inhalt des Distichons ist nach den Voraussetzungen, der Technik und der Funktionsweise solcher Kunst der *brevitas* zu fragen. Das von den römischen Kardinälen geforderte *breve compendium novi et veteris Testamenti*⁹ wird hier nicht auf der inhaltlich nacherzählenden Ebene aufgefasst, sondern auf der dogmatischen vom Sündenfall des Menschen und seiner Erlösungsbedürftigkeit einschließlich der alle Realität übersteigenden, paradoxen Bildformel des Reinwaschens durch Blut. Der enge argumentative, in seiner Sinnstruktur temporal-konsekutive Zusammenhang dieser beiden Komponenten wird in diesem Zweizeiler auch in der Form abgebildet. Nicht nur stehen die beiden Verse zueinander in spiegelbildlicher Opposition von Sündenfall und

⁷ Mit *pavit*, V. 1, dürfte die Verführung zum Essen des ‚Apfels‘ der Erkenntnis gemeint sein (von *pasco* ‚füttere, nähre‘); daher die Übersetzung, die ich mit Fidel Rädle (Göttingen) beraten durfte (Nachricht vom 15.8.2014). Mit *mulcedo* ist die verführerische Einlullung, die angenehm narkotisierende Wirkung des den Sündentod bringenden Gifts der Schlange gemeint. – Das Wort *pavit* im ersten Vers ist freilich doppeldeutig; es kann auch von *paveo* (transitiv) ‚ich ängstige, versetze in Schrecken (*pavor*)‘ abgeleitet werden. So fasst die Stelle offenbar Fleur Adcock auf, die die folgende Übersetzung bietet: „Those whom the snake’s poison ravaged with doomed pleasure, the wonderous blood of Christ has washed with gentleness.“ (Hugh Primas and the Archpoet, ed. and transl. by Fleur Adcock [Cambridge medieval classics 2], Cambridge 1994, S. XVIII, wo auch der chronikalisch-anekdotische Kontext dieser Verse besprochen wird).

⁸ Ergänzend zu der in Anm. 5 genannten Ausgabe der Dichtungen Hugos durch Wilhelm Meyer verweise ich noch auf: The Oxford Poems of Hugh Primas and the Arundel Lyrics, ed. from Bodleian Library Ms Rawlinson G 109 and British Library Ms Arundel 384 by Christopher J. McDonough (Toronto medieval latin texts 15), Toronto 1984; dazu die zweisprachige Ausgabe: The Arundel Lyrics. The Poems of Hugh Primas, ed. and transl. by Christopher J. McDonough (Dumbarton Oaks Medieval Library 2), Cambridge Mass. / London 2010.

⁹ Zitiert nach Meyer, Die Oxfordener Gedichte (Anm. 5), S. 79.

Erlösung, sondern es sind auch die einzelnen Wortelemente im Formtyp der *Versus intercalares* aufeinander bezogen.

Soweit der Befund auf der Seite des Verfassers. Seitens der Adressaten ist die Funktion dieser beiden Verse auf Wissen und Kennerschaft angewiesen: Innerhalb der überlieferten Anekdote sind es die Kardinäle in Rom, danach aber auch alle weiteren Leser dieser Verse. Wer die Sprache nicht beherrscht, die argumentative Semantik des Formtyps nicht zu würdigen weiß und die dogmatische, vom Inhaltlich-Erzählenden absehende Qualität dieses *breve compendium* nicht erkennt, steht außerhalb der Verständigungsgemeinschaft der litteraten Intellektuellen des 12./13. Jahrhunderts. Und eben aus der Interessenssphäre dieser Intellektuellen stammt die bislang erfasste Überlieferung. Sie ist nicht systematisch erhoben, umfasst aber nach bisherigem Stand rund zwanzig Handschriften des 12. bis 16. Jahrhunderts.¹⁰

Damit bin ich beim Gegenstand meines Beitrags. Es geht um die Poetik von Kurzfassungen, gemeint sind Abbriviaturen komplexer Sachverhalte, narrativer Sujets oder Vorstellungen. Poetik umfasst in diesem Zusammenhang die Komponenten der Gemachtheit, das sind: die Art ihrer Gestaltung, die spezifischen Formkategorien und das Verhältnis zum jeweiligen sprachlich breiter ausgefalteten Narrativ, auf das sie sich beziehen. Unmittelbar zur Poetik dieser Abbriviaturen gehören aber auch die Komponenten des Urhebers und der spezifischen Wirkungsstrategie sowie der jeweiligen Adressaten. Die Frage nach deren intellektuellen Fähigkeiten, ihrem Wissen, ihrer Bildung ist unmittelbar damit verbunden.

Ich greife zunächst einige markante Beispiele in lateinischer Sprache heraus (2.) und sodann solche in der Volkssprache, die es ermöglichen sollen, Übereinstimmungen und Differenzen auf dem Feld der Poetik aufzuzeigen (3.); schließlich geht es auch um Bildformeln als Abbriviaturen von Erzählungen (4.) und die Frage nach deren Integration in dieses Konzept.

¹⁰ Siehe die Nachweise in: *Initia carminum ac versuum medii aevi posterioris Latinarum*. Alphabetisches Verzeichnis der Versanfänge mittellateinischer Dichtungen, unter Benutzung der Vorarbeiten Alfons Hilkas bearb. u. hg. v. Hans Walther (*Carmina medii aevi posterioris Latina* 1), 2., erg. Aufl., Göttingen 1969, Nr. 16360; *Proverbia sententiaeque Latinitatis medii aevi*. Lateinische Sprichwörter und Sentenzen des Mittelalters in alphabetischer Anordnung, hg. v. Hans Walther (*Carmina medii aevi posterioris Latina* 2,2), Göttingen 1964, Nr. 26165. Als Schreiberspruch bietet die beiden Verse eine weitere Handschrift des 13. Jahrhunderts, Nachweis: *Bénédictins du Bouveret, Colophons de manuscrits occidentaux des origines au XVI^e siècle*, Bd. 1 (*Spicilegium Friburgense* 2), Fribourg 1965, S. 324, Nr. 2567.

2.

Das erste Beispiel hat das Literaturstudium der Intellektuellen vom frühesten Mittelalter bis in die Neuzeit hinein begleitet:

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Partenope. cecini pascua, rura, duces.*¹¹

(,Mantua hat mich hervorgebracht, Calabrien dahingerafft, nun hält/birgt mich Partenope [= Neapel]. Besungen habe ich die Weiden, die Äcker, die Heerführer.')

Auf literarische Kennerschaft und Bildung ist das Verständnis dieses Distichons angewiesen, denn unklar bleibt für den Nichtwissenden, wer spricht, welche Bedeutung die Namen haben und was mit den Gegenstandsbereichen des dichtenden ‚Gesangs‘ (*cecini*) gemeint ist. Seit der Spätantike und bis in die Neuzeit hinein stehen diese beiden Verse in vielen der rund tausend mittelalterlichen Vergil-Handschriften und der an die 200 Inkunabeln und zahlreichen späteren Drucke von Vergils Werken.¹² Ich habe sie aus der großen Vergil-Ausgabe zitiert, die Sebastian Brant 1502 in Straßburg herausgegeben hat.¹³

‚Vergil‘ ist es, der hier ‚spricht‘ und seinen Geburtsort (*Mantua*), die Gegend seines frühen Todes in Brindisi, im südlichsten Italien (bei den Einwohnern Calabriens), sowie den Ort seines Grabes in Neapel (*Partenope*) angibt. Der zweite Teil des abschließenden Pentameters, nach der Zäsur, nennt in äußerster Verdichtung, in drei Wörtern, die drei Felder seiner dichterischen Tätigkeit: die zehn Hirtengedichte der ‚Eklogen‘ (*pascua*), die vier Bücher der ‚Georgica‘, die von Ackerbau und Tierzucht handeln (*rura*), und die zwölf Bücher der ‚Aeneis‘ mit den Kämpfen der Heerführer (*duces*) um Troja und in Italien. Vergil soll, so mehrere spätantike Viten, diese Verse auf seinem Sterbebett gedichtet und zu seinem Grabspruch bestimmt haben.¹⁴ In nur zwei Versen werden hier in gran-

¹¹ Initia carminum latinorum saeculo undecimo antiquiorum. Bibliographisches Repertorium für die lateinische Dichtung der Antike und des frühen Mittelalters, bearb. u. hg. v. Dieter Schaller u. Ewald Könsgen, Göttingen 1977, Nr. 9268. Text: Poetae latini minores, Bd. 4, recensuit et emendavit Aemilius Baehrens, Leipzig 1882, S. 187.

¹² Zur europaweiten Überlieferung Vergils siehe Enciclopedia Virgiliana, Bd. 1–5, Roma 1984–1991; Werner Suerbaum, Vergilius Maro, Publius, in: Der Neue Pauly 12,2 (2003), Sp. 42–60; Texts and Transmission. A Survey of the Latin Classics, ed. by Leighton D. Reynolds, 2. Aufl., Oxford 1986, S. 433–440; Vergil. A Census of Printed Editions 1469–1500, ed. by Martin Davies u. John Goldfinch (Occasional papers of the Bibliographical Society 7), London 1992.

¹³ Vergilii opera, Straßburg: Johannes Grüninger 1502. VD16 V 1332, Anhang, f. XXXIII^{ra}.

¹⁴ So in der Sueton (1./2. Jh. n. Chr.) zugeschrieben Vita: Vergil, Landleben. Bucolica, Georgica, Catalepton, hg. v. Johannes und Maria Götte. Vergil-Viten, hg. v. Karl Bayer (Sammlung Tusculum), München 1970, S. 224f.; Zeugnisse weiterer Viten: ebd., S. 244–247; 258f.; 286f.; 306f.; 316f.

dioser Verknappung Leben und Werk des bedeutendsten Dichters des westlichen Abendlandes zusammengefasst.

Dieser Zweizeiler gehört zur weit verbreiteten Gattung der literarischen Epitaphien, gefasst in die Form des elegischen Distichons. Es wendet sich (fiktiv-literarisch) in der Rolle des Verstorbenen an die Vorübergehenden und sucht ihre Aufmerksamkeit, vielleicht auch ihr Gedenken. Die Wirkung dieses Vergil-Epitaphs ist das ganze Mittelalter hindurch kaum zu überschätzen. Es diente bereits in der Spätantike als Muster für zahlreiche wetteifernde Retextualisierungen weiterer Dichterepitaphien, nicht nur zu Vergil.¹⁵ Sebastian Brant versammelte in seiner Vergil-Ausgabe allein 15 vergleichbare Stücke zu dem von ihm so verehrten Dichter, denen er noch mehrere eigene hinzufügte.¹⁶

Anschließen lassen sich hier einige nach dem Prinzip der *brevitas* komponierte Kurzfassungen weitläufiger epischer Narrative. Das nächste Beispiel nehme ich aus den ‚Carmina Burana‘. Diese um 1230 im Süden des deutschen Sprachraums niedergeschriebene Sammlung überliefert unter anderem eine Gruppe von Dichtungen, zum Teil in sangbaren Formen, deren Thema der Untergang Trojas und die daraus folgende ‚Geschichte‘ des Aeneas und der Dido ist (CB 99–103). Diese Gruppe ist wohl schon aus einer Vorlage des 12. Jahrhunderts übernommen worden.

Carmen Buranum 99 ist ein erzählendes Lied, das in zehn Strophen die ersten vier Bücher der ‚Aeneis‘ bis zum Tod der Dido rafft, also vom leichtsinnigen Urteil des Paris und dem daraus folgenden Untergang Trojas über die Landung des Aeneas in Karthago (Str. 1–2) und seine Begegnung mit Dido (Str. 3) bis zur Klage der Verlassenen über die Abfahrt ihres Geliebten (Str. 6–8) und zu ihrem Selbstmord (Str. 9–10).¹⁷ Ein anderer zeitgleicher Autor hat – wohl bereits in

¹⁵ Eine größere Zahl solcher fiktiver ‚literarischer‘ Epitaphien ist in der *Anthologia latina* gesammelt. Ein bemerkenswerter Fall aus dem Hochmittelalter ist Abt Baudri von Bourgueil († 1130), der nach solchen Vorbildern nicht nur mehrere Epitaphien auf Cicero, sondern auch solche auf mittelalterliche Persönlichkeiten wie Wilhelm den Eroberer abfasste, siehe dazu Otto Schumann, Baudri von Bourgueil als Dichter, in: *Studien zur lateinischen Dichtung des Mittelalters*. Ehrengabe für Karl Strecker zum 4. September 1931, hg. v. Walter Stach u. Hans Walther (Schriftenreihe der Historischen Vierteljahrsschrift 1), Dresden 1931, S. 158–170.

¹⁶ Siehe Nikolaus Henkel, Die ‚Carmina Priapea‘ in Sebastian Brants Vergil-Ausgabe (1502). Strategien einer angeleiteten Kommunikation. Mit einem Anhang: Die Sammlung der Vergil-Epitaphien der Straßburger Ausgabe, in: Sebastian Brant und die Kommunikationskultur um 1500, hg. v. Klaus Bergdolt u. a. (*Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung* 26), Wolfenbüttel 2010, S. 127–169, hier: 164–168.

¹⁷ *Carmina Burana*, Bd. 1, 1–3: Text, Bd. 2, 1 [mehr nicht erschienen]: Kommentar, mit Benutzung der Vorarbeiten Wilhelm Meyers hg. v. Alfons Hilka, Otto Schumann u. Bernhard Bischoff, Heidelberg 1930–1970. Der Text des Codex Buranus ist in dieser Partie – wie nahezu durchgängig – fehlerhaft abgeschrieben (Bd. 2, 1. Kommentar,

der Vorlage – ein tonverwandtes Lied von gleichfalls zehn Strophen abgeschlossen. Es ist eine Klagerede des Aeneas, der sich vorwirft, dem Gebot der Götter gefolgt zu sein und die liebende Frau verlassen zu haben, der er so viel verdankt.¹⁸

In der ersten Strophe von CB 99 wird in drei Versen eine Abbeviatur von Ursache und Ende des Trojanischen Kriegs gegeben, dessen ausführlicher Schilderung das gesamte zweite Buch der ‚Aeneis‘ gewidmet ist. Sie lautet:

*Superbi Paridis leve iudicium,
Helene species amata nimium
fit casus Troïe deponens Ilium. (CB 99, 1)*

(Das leichtfertige Urteil des stolzen Paris, / die Schönheit Helenas, die er allzu sehr liebte, / führt zum Untergang Trojas und legt Ilium in Schutt und Asche.)

Bereits das erste Wort des Liedes ruft das zentrale Argument moralischer Kritik am Verhalten eines Menschen auf, die *superbia* des Paris. Wie bei dem aus der Todsünde der *superbia* resultierenden Sündenfall des ersten Paares ist auch im Fall Trojas eine Katastrophe welthistorischen Rangs die Folge. Weitere Signale der moralischen Wertung folgen in dieser Strophe: Leichtfertig (*levis*) ist das Urteil des Paris und alles Maß vergessend (*nimium*) seine Liebe zu der verheirateten Helena, die den Niedergang Trojas verursacht haben. Damit sind die zentralen, die Handlung steuernden Elemente des zweiten Buchs der ‚Aeneis‘ erfasst.¹⁹

Die nüchterne, das Faktische resümierende Machart der Strophe erfährt freilich durch die musikalische Komposition und die Art, wie sie die Akzentsetzung des Textes aufnimmt, ein gewisses Korrektiv (Abb. 1). Die erste Strophe ist im Codex Buranus neuimiert und zeigt in den ausgeprägten Melismen, etwa zu *superbi*, zu *leve iudicium* oder *Ilium* die stark affektbetonte musikalische Gestaltung des Liedes, die sich auch in den folgenden Strophen fortsetzt: Die

S. 73*–76*). Ich zitiere deshalb nach dem emendierten Text dieser Ausgabe. Die Ausgabe von Vollmann (Carmina Burana. Texte und Übersetzungen [...], hg. v. Benedikt Konrad Vollmann [Bibliothek des Mittelalters 13 (= Bibliothek deutscher Klassiker 16)], Frankfurt a. M. 1987, Text: S. 360; Kommentar: S. 1074–1078) sucht den überlieferten Text weitestgehend zu retten, nimmt dabei aber zahlreiche Unstimmigkeiten in Kauf; sie ist jedoch wegen ihres wertvollen Kommentars unverzichtbar.

¹⁸ Dieser Text ist in der Ausgabe von Hilka, Schumann und Bischoff (Carmina Burana, Bd. 1,2 [Anm. 17], S. 133) offenbar, weil die Zählung der Ausgabe bereits festlag, nur im Apparat abgedruckt. Gerechtfertigt wäre gewesen, ihm eine eigene Nummer zuzuwiesen. Vollmann (Anm. 17) druckt den Text, der Handschrift folgend, unmittelbar im Anschluss an CB 99, Str. 10, vermerkt den Verfasserwechsel aber im Kommentar.

¹⁹ Bereits der Prolog der ‚Aeneis‘ verweist auf die fatale Wirkung des *iudicium Paridis* (P. Vergilii Maronis Opera, ed. by Roger A. B. Mynors [Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis], Oxford 1972, Aen. 1, V. 27).

Notation fehlt zwar ab Strophe 2, aber die Niederschrift des Textes lässt immer wieder an den Stellen, an denen die erste Strophe Neumen bot, Freiräume zwischen den Buchstaben, damit die offensichtlich geplante Notierung der langen Melismen zwischen den Textzeilen genug Raum bekommen konnte.²⁰ Bemerkenswert ist an der ‚Aeneis‘-Abbreviatio von CB 99 die gegenüber dem antiken Text neue Gewichtung oder Akzentuierung der einzelnen Handlungsschritte: Neben die Liebe der Dido wird die des Eneas gestellt und seine Einsicht in die Schuld gegenüber der liebenden Frau. Dem Befehl der Götter wird gegenüber der Liebe eine nur nachrangige Bedeutung zugewiesen.

Neben Str. 1 von CB 99 notiert der Schreiber am Rand zwei Verse, die eine Art *brevitas*-Wettstreit eröffnen, durchaus im Sinne einer rhetorischen *aemulatio*.²¹ Auch hier wird das Geschehen des Trojanischen Kriegs gerafft, sogar in nur zwei Versen:

*Armat Amor Paridem, vult Tyndaridem, rapit illam
Res patet, hostis adest, pugnatur, menia cedunt.* (CB 99a)

(‚Amor wappnet Paris, der begehrt die Tyndarustochter (= Helena); er raubt sie. / Die Sache kommt ans Licht, schon ist der Feind zur Stelle, man kämpft, die Mauern geben nach/stürzen ein.‘)

Die Raffinesse der Verse offenbart sich erst auf den zweiten Blick. Der erste Vers gilt der Vorgeschichte des Kriegs, den man im westlichen Mittelalter für den bedeutendsten der Menschheitsgeschichte hielt, weil er unermessliches Verderben über die beteiligten Völker brachte. Auslöser dieser Katastrophe ist das Paris-Urteil: Amor rüstet den jungen Trojaner für den Liebeskampf²² und weckt

²⁰ Vgl. die Angaben in der Ausgabe Hilka, Schumann, Bischoff (Anm. 17) zur Stelle Bd. 1,2, S. 131 sowie zur Neumierungspraxis in dieser Handschrift im Allgemeinen die Ausführungen im Kommentarband 2,1, S. 63*–66*.

²¹ Siehe Barbara Bauer, *Aemulatio*, in: HWRh 1 (1992), Sp. 141–187. Zur späteren Praxis vgl. auch Jan-Dirk Müller und Ulrich Pfisterer, die in der *Aemulatio* so etwas wie eine Epochensignatur der Frühen Neuzeit sehen (Der allgegenwärtige Wettstreit in den Künsten der Frühen Neuzeit, in: *Aemulatio. Kulturen des Wettstreits in Text und Bild*, hg. v. Jan-Dirk Müller u. a. (Pluralisierung und Autorität 27), Berlin / New York 2011, S. 1–32. Die reiche Praxis im lateinischen Mittelalter, insbesondere in der Auseinandersetzung mit der römischen Antike, bleibt hier freilich außerhalb der Wahrnehmung.

²² Das Zitat aus Ovids ‚Amores‘ 1,9,1: *Militat omnis amans et habet sua castra Cupido* (= Amor) ist im Hochmittelalter auch als selbständige Wendung ungemein häufig belegt, vgl. *Proverbia* (Anm. 10), Nr. 14853 (mit weiteren Verweisen). Vgl. auch die ältere Arbeit von Alfons Spies, *Militat omnis amans*. Ein Beitrag zur antiken Bildersprache, Diss. masch., Tübingen 1930, sowie die reichhaltige motivkundliche Untersuchung von Ursula Kohler, *Liebeskrieg, Zur Bildersprache der höfischen Dichtung des Mittelalters* (Tübinger Germanistische Arbeiten 21), Stuttgart / Berlin 1935; zur Tradition von *militat omnis amans*, hier: 13–37. Eine Sammlung von Belegstellen bietet außer-

sein Liebesbegehren, das zum Raub der Helena führt: *vult Tyndaridem*. Der zweite Vers fasst die Handlung des gesamten Trojanischen Kriegs zusammen: die Entdeckung des Frauenraubs, die Ankunft der Griechen vor Troja, die Kämpfe und schließlich den Fall der Stadtburg. Mit dieser deutlichen inhaltlichen Scheidung der beiden Verse korrespondiert die formale Gestaltung. Im ersten Vers wird die Abfolge Verb – Substantiv dreimal wiederholt: *Armat Paridem – vult Tyndaridem – rapit illam*. Das wird im zweiten Vers umgekehrt: Hier gilt die Abfolge Substantiv – Verb: *Res patet – hostis adest – menia cedunt*. In solchen auf den ersten Blick nebensächlich erscheinenden Phänomenen zeigt sich der hohe Grad der Sprach- und Formbeherrschung des unbekanntem Verfassers.

Wir werfen noch einen kurzen Blick auf den Schluss des Liedes CB 99 mit Didos affektbetonten Todesseufzern und einer abschließenden, zeitlos-belehrenden Apostrophe an alle Liebenden:

*,O ensis perfidi, fortiter ilia
mea pertransiens deme suspiria!
amantes miseri, timete talia! (CB 99, Str. 10)²³*

(„Ach du Schwert des Treulosen, durchbohre mutig mein Inneres / und mach so meinen Seufzern ein Ende!“ / Ihr unglücklich Liebenden, fürchtet solch ein Schicksal!“)

Durch ein Versehen des Hauptschreibers verschoben, aber deutlich auf ebendiese Strophe bezogen ist ein inhaltlich entsprechender Eintrag am Blattrand, der die gesamte Dido-,Tragödie⁴ in den zwei Versen eines elegischen Distichons kommentierend zusammenrafft:²⁴

*Prebuit Eneas et causam mortis et ensem;
Illa sua Dido concidit usa manu. (CB 99b)*

(„Es bot Aeneas sowohl die Ursache des Todes wie auch das Schwert. / Von eigener Hand stürzt sich Dido in den Tod.“)

dem Karl Bartsch, Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter, Quedlinburg / Leipzig 1861, S. 51–54.

²³ Die Interpunktion der Strophe scheint mir diskussionswürdig. Die Ausgabe lässt die Dido-Rede im zweiten Vers der Strophe enden. Denkbar wäre, dass die warnende Apostrophe auch als Figurenrede der dahingeschiedenen Dido aufgefasst werden kann, die sich als die selbst Betroffene warnend an die Liebenden aller Zeiten wendet.

²⁴ Dieses Distichon steht auf f. 75^r, direkt neben der Schlussstrophe (Str. 20) der Fortsetzung von CB 99, am Ende der Rede, in der Aeneas seine Trennung von Dido beklagt und ihr ein Fortleben im Elysium wünscht: *Dido, possideas sedes Elysias* (20,1). Der Eintrag des ovidischen Distichons gerade an dieser Stelle ergibt freilich auch einen speziellen Sinn: Der Reue des Aeneas wird hier nüchtern seine Schuld am Selbstmord der Dido entgegeng gehalten.

Mit der *causa mortis*, der Ursache ihres Selbstmords, ist die heimliche Abreise des Aeneas, ist aber auch die Liebe der Dido gemeint, die bald nach der Ankunft der Trojaner in Karthago wächst, denn schuldhaft wird diese Frau, so die mittelalterlichen lateinischen und volkssprachigen Dichtungen, von Aeneas verschmäht, von dem Mann, der bei seiner Abfahrt zudem noch sein Schwert zurücklässt und damit das todbringende Werkzeug. Der erste Vers des Distichons gibt die Schuld des Eneas an, der zweite, eingeleitet mit einem distanzierenden *illa*, ‚jene da‘, gehört der Tat der Dido, die sich mit eigener Hand (*sua usa manu*) den Tod gibt.

In diesen beiden Versen ist die gesamte Dido-‚Tragödie‘ in knappster Form erfasst. Sie stammen jedoch nicht von einem Dichter des hohen Mittelalters, sondern aus einem Text der Antike, der mit anderen des gleichen Autors zusammen in der *Aetas Ovidiana* des 12. Jahrhunderts europaweit intensiv, auch im Schulbetrieb, studiert wurde. Hier sind es die fiktiven, dichterisch gefassten Briefe berühmter liebender Frauen, Ovids ‚Heroides‘. Der siebte Brief der Sammlung stammt von Dido, die hier mit Aeneas abrechnet und Abschied von dem treulosen Geliebten und von ihrem Leben nimmt. Am Schluss des Textes beauftragt sie ihre Schwester Anna, ihrer Asche ein Grab mit der folgenden Inschrift zu bereiten: *Praebuit Aeneas* [...]; es sind ebendiese Verse, die der Schreiber des Codex Buranus hier am Rand notiert.²⁵

Der Eintrag dieses Epitaphs im Codex Buranus ist keineswegs nur Zeugnis einer selektiven Antikenrezeption, sondern Teil einer grundsätzlichen Neuorientierung in der Bewertung der liebenden Frau und ihres Anspruchs an den Mann, wie sie im ausgehenden 12./13. Jahrhundert in der lateinischen wie auch volkssprachigen Literatur zu beobachten ist. Am Beispiel der Dido-Figur hat das etwa Peter Dronke an zahlreichen Zeugnissen aufgewiesen,²⁶ und in den

²⁵ ‚Heroides‘ 7, V. 195f., in: Ovid, Heroides. Briefe der Heroinnen. Lateinisch/Deutsch von Detlev Hoffmann, Christoph Schliebitz u. Hermann Stocker (RUB 1359), Stuttgart 2000, S. 68–83, hier: 82/83. Ovid greift das Dido-Epitaph noch an zwei anderen Stellen auf. In den ‚Fasti‘ nimmt Ovid unter anderem auch Bezug auf die Aeneas-Dido-Episode und erwähnt, dass Dido sterbend ebendieses hier wörtlich nach den ‚Heroides‘ zitierte Epitaph für eine in Marmor zu hauende Inschrift bestimmt habe (*tumulique in marmore carmen / hoc breve, quod moriens ipsa reliquit, erat: / PRAEBUIT AENEAS* [...]. [‚Fasti‘ 3, V. 547–550]). Das dritte Buch der ‚Ars amatoria‘ gibt Ratschläge für junge Mädchen und warnt vor der Untreue der Männer. Zu den Beispielen aus mythologischen Erzählungen (Jason, Theseus) kommt auch Aeneas: ‚Einer [gemeint: Aeneas] steht im Ruf, fromm zu sein [gemeint ist der bei Vergil vielfach so attribuierte *pius Aeneas*], dennoch gab er, obwohl dein Gast, dir, Dido, das Schwert und den Grund für deinen Tod.‘ (*Et famam pietatis habet, tamen hospes et ense / Praebuit et causam mortis, Elissa, tuae.* [‚Ars amatoria‘ 3, V. 39f.]).

²⁶ Siehe dazu insbesondere Peter Dronke, Dido’s Lament: From Medieval Latin Lyric to Chaucer, in: Kontinuität und Wandel. Lateinische Poesie von Naevius bis Baudelaire. Festschrift für Franco Munari, hg. v. Ulrich Justus Stache, Wolfgang Maaz u. Fritz Wagner, Hildesheim 1986, S. 364–390.

Dido-Opern des 16./17. Jahrhunderts avanciert diese Rolle der liebenden Frau zum beherrschenden Sujet.

Mein nächstes Beispiel ist die Schwankerzählung vom Schneekind.²⁷ Das Motiv von dem im Ehebruch gezeugten Kind, von dem die Frau vorgibt, sie habe es durch Schnee empfangen, der auf ihre Lippen gekommen sei, gehört zu den im französischen und deutschen Sprachraum gut belegten schwankhaften Sujets, deren lateinische und volkssprachige schriftliterarisch überlieferte Fassungen nur Reste eines vor allem im Medium der Mündlichkeit lebenden Narrativs sind.²⁸ Dieses mündliche Erzählen ist keineswegs selten belegt.²⁹ Vor al-

²⁷ Zur Verbreitung siehe Antti Amatus Aarne / Stith Thompson, *The Types of the Folktale* (Folklore Fellows Communications 74), Helsinki 1928, Nr. 1362; Stith Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, Bd. 4, revised and enlarged edition, Bloomington / London 1979, Nr. J 1532,1; siehe auch Lutz Röhrich / Hans-Jörg Uther, *Schneekind*, in: EM 12 (2007), Sp. 126–129. Eine Sammlung von Schneekind-Texten bietet: *Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke*, Bd. 1, mit einem Komm. hg. v. Lutz Röhrich, Bern / München 1962, S. 204–221.

²⁸ Siehe dazu Volker Schupp, ‚Das Schneekind‘, in: ²VL 8 (1992), Sp. 774–777. Die unterschiedlichen Versionen der Erzählung sind ganz eigenständig formuliert und nicht auf dem Wege der Bearbeitung einer schriftlich voraufgehenden Version erklärbar. Ich mache auf zwei lateinische Fassungen des 12./13. Jahrhunderts aufmerksam, die unmittelbar aufeinander folgend, gewissermaßen als Variationen des bekannten Themas, überliefert sind (Cambridge, Christ Church College, MS 344, f. 28^r–34^v; veröffentlicht von Wilhelm Wattenbach, *Das Schneekind*, in: ZfdA 19 [1876], S. 119–123). Es handelt sich zum einen um ein sogenanntes Hekatostichon aus 50 elegischen Distichen. Dieser Fassung folgt unmittelbar eine eigens angesagte Kurzfassung in zwei elegischen Distichen, die ich hier nach Wattenbach, ebd., S. 122, zitiere: *Hii versus precedentes habentur breviter per hos versus sequentes: Coniux absente gravidata. Viro redeunte: ‚Nix it in ore meo, sum gravis‘, inquit eo. Inde dolens multum puerum vir vendit adultum, Et dixit: ‚Niveum sol liquefecit eum.‘* (Die vorangehenden Verse werden durch die folgenden Verse kurz zusammengefasst: Eine in Abwesenheit ihres Ehemannes schwanger gewordene Frau sagt ihm bei seiner Rückkehr: „Schnee fliegt in meinen Mund, ich bin schwanger [geworden].“ / Von da an schmerzt es den Mann; er verkauft den schon herangewachsenen Knaben und sagte: „Den aus Schnee Gezeugten hat die Sonne schmelzen lassen.“) Auf diese Version in Lang- und Kurzfassung folgt zum andern eine weitere Fassung in siebzehn (vierzeiligen) Vagantentropfen, bezeichnet als *Ridmus de mercatore*.

²⁹ Ich gebe einige Beispiele für solches mündliche Erzählen: Amarcus, ein vielleicht aus Speyer stammender Satirendichter der Zeit um 1100, handelt in *Serm. 1* (Sextus Amarcus, *Sermones*, hg. v. Karl Manitius [MGH. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 6], Weimar 1969, S. 51–83, hier: 74–76) unter anderem auch vom Repertoire eines zur Laute vortragenden fahrenden Sängers oder Spielmanns (*iocator*, V. 402) und benennt die Sujets seiner Lieder: von einem Hirten (David) und dem mit der Schleuder niedergestreckte Goliath, vom listigen Schwäblein, das seine Frau mit dem gleichen Trick (*simili arte*) zum Narren hält (*Ut simili argutus Suevulus arte / luserit*. [Serm. 1, V. 418f.; gemeint ist die ‚Geschichte‘ vom Schneekind]), von den acht

lem aber ist es überall dort anzunehmen, wo die schriftlich erhaltenen Versionen eines Sujets so markant voneinander abweichen, dass ihre Herleitung aus einer Kette schriftgestützter Zeugnisse ausgeschlossen werden kann. Dieser Fall liegt unter anderem beim ‚Schneekind‘ vor.³⁰ Begünstigt wird solches mündliche Erzählen, wie bei vielen schwankhaften Sujets zu beobachten, durch ein in der Regel einsträngiges und auf eine Pointe zielendes Konzept mit einfacher Bauform und knappem Figureninventar. Auch die im mündlichen Erzählen verbreitete strukturelle Doppelung gehört in dieses Inventar: Sie ist im ‚Schneekind‘ dadurch gegeben, dass der Lüge der ehebrecherischen Frau die Gegenlist des Mannes folgt, der vorgibt, auf einer Reise in südliche Länder sei das durch Schnee empfangene Kind an der Sonne geschmolzen.

Insgesamt drei Kurzfassungen dieses offenbar europaweit bekannten Schwanks hat Galfried von Vinsauf (gest. 1210), Lehrer des späteren Richard Löwenherz, in sein rhetorisch-poetologisches Handbuch, die ‚Poetria nova‘, im Abschnitt über die Abbreviatio aufgenommen.³¹ Die eine der beiden zwei-

Tönen der Musiklehre des Pythagoras oder wie die reine Stimme der Philomena/Nachtigall erschallt (nach Ovid, Metamorphosen 6, V. 451–670). Aus dem Gattungsfeld der Heldendichtung verweise ich auf die warnende *cantilena* eines Sängers, der König Knut vor einem Hinterhalt warnen will, indem er *speciosissimi carminis contextu notissimam Grimilde erga fratres perfidiam* besingt (Saxo Grammaticus, Gesta Danorum. Danmarkshistorien, Bd. 2, latinsk tekst udgivet af Karsten Friis-Jensen. Dansk oversættelse ved Peter Zeeberg, København 2005, S. 114, Buch 13,6,7). Siehe zu weiteren Beispielen für mündliches Erzählen und zu dessen Trägern Wolfgang Haubrichs, Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter, ca. 700–1050/60. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit 1,1), Frankfurt a. M. 1988, S. 81–89.

³⁰ Die früheste Fassung liegt vor im ‚Modus Liebinc‘, einer in der Sammlung der Carmina Cantabrigiensia (um 1050) erhaltenen sangbaren Fassung, vgl. Volker Schupp, Modus Liebinc, in: ²VL 6 (1987), Sp. 630–634. Eine ganze Reihe von lateinischen Schneekind-Abbreviaturen bzw. -Erzählungen ist abgedruckt unter dem Titel ‚De mercatore‘ in der Sammlung mittellateinischer Schwankerzählungen (sog. Elegienkomödien) von Gustave Cohen, La „Comedie“ latine en France au XII^e siècle. Textes établis et traduits, Bd. 2 (Collection latine du moyen âge), Paris 1931, S. 259–278.

³¹ Text: Edmond Faral, Les arts poétiques du XII^e et du XIII^e siècle. Recherches et documents sur la technique littéraire du moyen âge, Paris 1924 (mehrere Nachdrucke, u. a.: Paris / Genève 1982), S. 194–262. Siehe dazu: Notes and Emendations on Faral’s Les arts poétiques du XII^e et du XIII^e siècle, in: Speculum 2 (1927), S. 331–343. Farals Text der ‚Poetria nova‘ zusammen mit einer englischen Übersetzung und einem Kommentar bietet Ernst Gallo, The Poetria Nova and its Sources in Early Rhetorical Doctrine, The Hague / Paris 1971, S. 11–130; zur Theorie vom Amplificatio und Abbreviatio siehe hier: 150–195. Knappe neuere, den Kenntnisstand zusammenfassende Darstellungen bieten: Nigel F. Palmer, Literary Criticism in Middle High German Literature, in: The Cambridge History of Literary Criticism, vol. 2: The Middle Ages, ed. by Alastair Minnis and Ian Johnson, Cambridge 2005, S. 533–548. Ein knappes Referat des Sachstandes bietet Fritz Peter Knapp, Poetik (Ann. 3), S. 217–242, zu Galfried hier, über das Bekannte nicht hinausgehend, S. 221–223.

versigen Kurzfassungen in endgereimten Hexametern (*versus caudati*) lautet wie folgt:

*De nive conceptum quem mater adultera fingit
Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit.*³²

(„Den [Knaben], von dem die ehebrecherische Mutter vortäuscht [*fingit*], er sei vom Schnee empfangen, verkauft der Gatte, und sagt, im Gegenzuge täuschend [*refingit*], die Sonne habe ihn schmelzen gemacht.“)

Bei näherem Hinsehen wird die Raffinesse der Verse deutlich. Durch die Attribuierung *mater adultera* wird ein moralisch wertendes Verständnis vorbestimmt: Es geht um das in den schwankhaften Kleinformen bewährte Motiv des Ehebruchs. Der Reim *fingit : re-fingit* bezeichnet mit dem Instrument der Wortbildung das für den Schwank konstitutive Strukturmuster von List und Gegenlist, den Revanchetyp.³³ Durch die raffinierte Stilistik: *nive conceptum fingit : liquefactum sole refingit* mit der Koppelung von Chiasmus und Parallelismus wird dieses doppelpolige Muster weiter ausgebaut; dazu gehören auch die Oppositionen: ‚Schnee‘ gegen ‚Sonne‘ (*nive / sole*) sowie ‚empfangen‘ gegen ‚verflüssigen‘ (*conceptum / liquefactum*). Mit diesen Oppositionen wird ein Denkmuster eröffnet, welches das antagonistische Verhältnis von Mann und Frau sprachlich abbildet, ohne dass es im Medium einer entfalteten Narration eigens ausgeführt werden müsste. Als Variation schließt Galfried eine ebenso raffinierte Version in fünf Versen an:

*Rebus in augendis longe distante marito,
uxor moecha parit puerum. Post multa reverso
de nive conceptum fingit. Fraus mutua. Cautè
Sustinet. Asportat, vendit matrique reportans
Ridiculum simile liquefactum sole refingit.*³⁴

(„Als ihr Ehemann wegen seiner Geschäfte auf längere Zeit in der Ferne weilt, / gebiert seine ehebrecherische Gattin einen Knaben. Als der Mann nach vielen Geschäften zurückkehrt, / gibt sie vor [*fingit*], der Knabe sei vom Schnee empfangen worden. Der Betrug geht auf Gegenseitigkeit/list wechselseitig [*fraus mutua*]. Listig [*caute*] / akzeptiert er [der Mann] das. Er bringt [den Knaben] weg, er verkauft ihn und berichtet der Mutter /

³² Zitiert nach Faral, *Les arts poétiques* (Anm. 31), S. 220, V. 733f.; die zweite Abbreiviatio in zwei Versen hier V. 735f.; ebenso Gallo, *The Poetria Nova* (Anm. 31), S. 52, V. 738f. und 740f. sowie V. 718–722; siehe auch den Kommentar zur Praxis der Abbreiviatio hier: 188–195.

³³ Anhand deutschsprachiger Texte ist dieser Typ beschrieben von Hans-Joachim Ziegeler, *Erzählen im Spätmittelalter. Mären im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen* (MTU 87), München 1985, S. 187–192.

³⁴ Faral, *Les arts poétiques* (Anm. 31), S. 219, V. 713–717.

etwas ebenso Lachhaftes: Er gibt im Gegenzug an [*re-fingit*], der Knabe sei durch die Sonne dahingeschmolzen.‘)

Auch hier bestimmt die moralische Wertung durch den Erzähler (*Uxor moecha*, V. 2) den Ablauf. Während das Handeln der Frau gewissermaßen umständlich ausgebreitet wird, rafft der Text das entschlossene Agieren des Mannes in einer asyndetischen Reihe von Verben: *sustinet / asportat / vendit*. Er nimmt das Handeln seiner Frau hin, schafft ihn (den Knaben) weg, verkauft ihn und berichtet der Mutter etwas ähnlich Lächerliches. Durch *fingit / refingit* (V. 3, 5) wird wiederum der Revanchetyp konstituiert, der hier aber eigens herausgehoben wird durch die verknappte Formel *Fraus mutua* (V. 3), die, genau in der Mitte des kleinen Textes stehend, den Umschlag der Handlung signalisiert. – Nur nebenbei: Galfried hat seine ‚*Poetria nova*‘ Papst Innozenz III. gewidmet: Ob der Heilige Vater die Kurzfassungen des ‚Schneekind‘-Schwanks gelesen hat, ist freilich nicht überliefert.

So viel zu meiner ersten Beispielreihe. Versuchen wir, ihre Poetik, das heißt, die Prinzipien ihrer Gestaltung und ihrer Wirkabsicht systematisch zu fassen, so lässt sich Folgendes feststellen: In jedem der Fälle handelt es sich um die extreme, aber gewissermaßen spielerisch gehandhabte Verkürzung ausführlicher Narrative. Solch eine Verkürzung wird in ihrer Pointierung möglich vor allem durch den synthetischen Sprachbau des Lateinischen und dessen formale und stilistische Möglichkeiten auf Seiten des ‚Materials‘ und ihre Beherrschung auf hohem Niveau auf Seiten der Autoren und ihrer Adressaten.

Grundlage der hier sichtbaren Kunst der *brevitas* ist etwas, das ich als intellektuellen Kontrakt bezeichnen möchte. Er beruht auf dem Wissen um die jeweiligen Sujets – beim Autor ohnehin, aber auch beim Rezipienten. Der Autor bietet einen sprachlich und formal kennerhaft ausgestalteten Entwurf, auf den der Rezipient mit seinem Wissen von der Sache, ja ich möchte sagen: mit seiner Bildung, antworten muss. Aufgrund dieser Bildung ist er aufgefordert, in einer Art intellektuellen Spiels die narrativen Leerstellen der *Abbreviatio* aufzufüllen und die Formelemente in ihrer sinnstiftenden Funktion zu erkennen. Ist er dazu imstande, dann nimmt er an diesem geistigen Spiel teil. Fehlt die dafür notwendige Bildung, dann läuft das Konstrukt der *Abbreviatio* ins Leere, der intellektuelle Kontrakt kommt nicht zustande.

3.

Die Situation ist, betrachten wir die Möglichkeiten in deutscher Sprache, eine ganz andere. Zunächst eine kurze Fassung des ‚Schneekind‘-Schwanks. Die beiden novellistischen Dichtungen in Reimpaaren bieten ausgestaltete Narrative, die nicht in die Kategorie der *Abbreviatio* fallen; sie bleiben hier unberücksichtigt.